

„Jeder hat das Recht auf freie Meinungsäußerung.“

ARTIKEL 19 DER UN-MENSCHENRECHTSCHARTA



Danny Plett



Musiker liebt Lobpreis

Doro Plutte



Moderatorin wünscht Wertschätzung

Ulrich Parzany



Evangelist kritisiert die Kirche

NEUES BUCH +++
Exklusiver Vorabdruck

Liebe Leserin, lieber Leser!

Im Mai verurteilte ein türkisches Gericht die beiden Chefs des Nachrichtenmagazins Nokta zu 22 Jahren und sechs Monaten Haft. Was war ihr Vergehen? Sie hatten ein Erdogan-kritisches Titelblatt veröffentlicht. Nur Tage später wurden Haftbefehle gegen den Herausgeber und vier Mitarbeiter der Tageszeitung Sözcü erlassen, wegen angeblicher Nähe zur Gülen-Bewegung. Einige Wochen zuvor war der russische Journalist Nikolai Andruschtschenko an den Folgen einer Prügelattacke gestorben. Er hatte kritisch über Korruption in Sankt Petersburg berichtet.



Freiheitsrechte, wie sie für uns selbstverständlich sind, werden in Ländern wie der Türkei und Russland extrem eingeschränkt. Die Organisation „Reporter ohne Grenzen“ attestiert

beiden Ländern eine zunehmend „schwierige Lage“ in puncto Pressefreiheit. Grund genug für pro, sich dieses wichtigen Themas anzunehmen: Wie ist es um die Pressefreiheit, aber auch um die Religionsfreiheit bestellt? Und wie hängen die Freiheitsrechte zusammen? Wir haben festgestellt: Wo Pressefreiheit eingeschränkt wird, gibt es auch keine freie Religionsausübung.

Gerhard Gnauck, Korrespondent der Tageszeitung Die Welt, berichtet von seinem Erleben in Russland und der Ukraine. Und auch die Geschichte des Journalisten Daniel Dehghan, der aus dem Iran geflohen ist, erzählen wir. Die Lage im Iran bewerten „Reporter ohne Grenzen“ als „sehr ernst“. Der junge Mann spricht über seine Sehnsucht nach Freiheit, die er in Deutschland gefunden hat. Und das gleich im doppelten Sinne: Er ist der Unterdrückung durch das Regime in Teheran entkommen und hat hier zum Glauben an Jesus Christus gefunden.

Elementare Menschenrechte müssen immer wieder erkämpft werden. Wichtig ist es, die Augen nicht vor den Widerständen zu verschließen, sondern sie zu benennen und dagegen aktiv zu werden. Der Gott der Bibel hat mit Blick auf den Menschen von Beginn an klare Maßstäbe gesetzt. Schon auf den ersten Seiten der Heiligen Schrift ist zu lesen: „Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde“ (1. Mose 1, 27). Das heißt: Jeder Mensch ist würdig. Und von Gott geliebt. Menschenwürde und Menschenrechte sind also nicht davon abhängig, welches Geschlecht ein Mensch hat, welchen Glauben oder Sozialstatus – oder ob er sogar straffällig geworden ist. Durch Jesu Menschwerdung erfuhr die Würde des Menschen nochmals eine Aufwertung: Gott will, dass jeder Mensch frei ist. Selbst wenn dies auch die Freiheit bedeuten kann, sich gegen ihn zu entscheiden.

Ich wünsche Ihnen wertvolle Impulse beim Lesen dieser Ausgabe.

Christoph Irion

Christoph Irion, Geschäftsführer



Inhalt	2
Meldungen	4
Kolumne: prost! Auf ein Getränk mit Harry Voß	37
Leserbriefe	41

MEDIEN

Titel: Was bedeuten Ihnen Presse- und Religionsfreiheit?	
Journalisten aus aller Welt berichten	6
Titel: Endlich frei!	
Der iranische Journalist Daniel Dehghan genießt die Freiheit in Deutschland	9
Titel: „Was nicht kontrolliert wird, wird bekämpft“	
Osteuropa-Korrespondent Gerhard Gnauck über russische Medien und vereinnahmte Kirchen	12
Auf die Haltung kommt es an	
Von der Liebe zum Publikum und anderen Menschen	15
„Herdenjournalismus hat zugenommen“	
Der Presserat beobachtet bedenkliche Tendenzen	16
Wozu noch von der Kanzel predigen?	
Pfarrer können von Sozialen Medien lernen, meint der Theologe Wolfgang Beck	18

pro KOMPAKT

Bleiben Sie jede Woche auf dem Laufenden! Unser pdf-Magazin proKOMPAKT liefert Ihnen jeden Donnerstag die Themen der Woche auf Ihren Bildschirm.

Durch die ansprechend gestalteten Seiten erhalten Sie schnell einen Überblick. Links zu verschiedenen Internetseiten bieten Ihnen weitergehende Informationen.

Bestellen Sie proKOMPAKT **kostenlos!**

www.proKOMPAKT.de | Telefon (06441) 915 151



30



44



37

Harry Voß hat mit dem „Schlunz“ ein erfolgreiches christliches Buchprojekt erschaffen



26

POLITIK

Was von Meinungsfreiheit übrig bleibt

Warum das Gesetz gegen Hassrede problematisch ist 20

Im Wahlkampf sind plötzlich alle für Familie

Eine Kolumne von Wolfram Weimer 22

GESELLSCHAFT

„Es fühlt sich an wie eine Amputation ohne Betäubung“

Irmgard Grunwald hat die Krankheit ALS 24

Im Reformationsrausch

Groß, größer, Weltausstellung 26

Bildungsereignis Reformation

Wie Luther und seine Mitstreiter die Schulbildung verändert haben 28

Auf Spurensuche im Trump-Land

Ein Besuch in amerikanischen Gemeinden 30

„Abraham war der erste Muslim“

Über biblische Bezüge im Koran und das Verhältnis von Christen und Muslimen 30

KULTUR

Was nun, Kirche?

Pfarrer Ulrich Parzany leidet an seiner Kirche 38

„Die Stimme ist das interessanteste Instrument“

Musiker Danny Plett bricht eine Lanze für Chöre 42

Mit Leidenschaft und Social Media zum Erfolg

Die „Outbreakband“ feiert ihr 10-jähriges 44

Musik, Bücher und mehr

Neuerscheinungen kurz rezensiert 44

IMPRESSUM



christlicher
medienverbund
kep

Herausgeber Christlicher Medienverbund KEP e.V.

Postfach 1869 | 35528 Wetzlar

Telefon (0 64 41) 9 15 151 | Telefax (0 64 41) 9 15 157

Vorsitzende Margarete Hühnerbein | Geschäftsführer Christoph Irion

Redaktion Martina Blatt, Moritz Breckner (CvD), Nicolai Franz, Daniel

Frick, Elisabeth Hausen, Anne Klotz, Anna Lutz, Michael Müller, Stefanie

Ramsperger (Redaktionsleitung) Norbert Schäfer, Jörn Schumacher,

Jonathan Steinert, Dr. Johannes Weil, Swanhild Zacharias

E-Mail info@pro-medienmagazin.de | kompakt@pro-medienmagazin.de

Lesertelefon (0 64 41) 9 15 171 | Adressverwaltung (0 64 41) 9 15 152

Anzeigen Telefon (0 64 41) 9 15 167 | anzeigen@pro-medienmagazin.de

Internet www.pro-medienmagazin.de

Satz/Layout Christlicher Medienverbund KEP

Druck Dierichs Druck+Media GmbH & Co KG, Kassel

Bankverbindung Volksbank Mittelhessen eG | Kto.-Nr. 40983201, BLZ 51390000 |

IBAN DE73 5139 0000 0040 9832 01, BIC VBMHDE5F

Beilage Israelnetz Magazin (16 Seiten)

Titelfoto picture alliance / empics

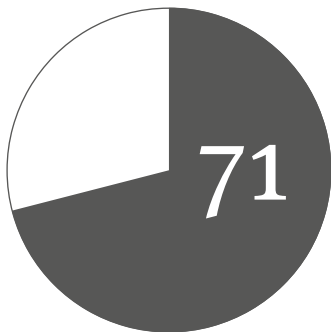
Immer mehr Eltern wollen traditionell leben

Viele Eltern verspüren Druck, ihr Kind so früh wie möglich in eine Kita zu geben. Das ergab eine Studie der Zeitschrift Eltern. 86 Prozent der Befragten beklagen außerdem, dass sich Familien heute eher dem Arbeitsmarkt anpassen müssen als umgekehrt. 17 Prozent wünschen sich eine Konstellation, in der der Vater Vollzeit arbeitet, während die Mutter vollzeitlich die Kinder betreut. 2013 wünschten sich dies nur sechs Prozent. 41 Prozent möchten, dass der Mann Vollzeit und die Frau Teilzeit arbeitet. Die Publizistin und Expertin für Familienpolitik Birgit Kelle fordert: „Wer selbst erzieht, verdient genau so viel staatliche Förderung, wie der Kita-Platz kosten würde, wo die gleiche Erziehungsarbeit getan würde.“ Alle Erziehungsmodelle verdienen den gleichen Respekt, aber: „Im Moment strafen wir in Deutschland ausgerechnet diejenigen Eltern ab, die ihre Kinder noch gerne aufwachsen sehen wollen. Das zieht sich bis in die Rentenpolitik durch, und das muss endlich aufhören.“ | **MORITZ BRECKNER**



Foto: Kerstin Pukall

Die Expertin für Familienpolitik und Autorin Birgit Kelle sieht die Politik in der Pflicht, die Ergebnisse der Studie ernstzunehmen



71 prozent

Die Zahl der orthodoxen Christen in Russland hat sich zwischen 1991 und 2015 von 37 auf 71 Prozent nahezu verdoppelt. Das geht aus einer Studie des amerikanischen Pew Research Centers hervor. Befragt wurden rund 25.000 Erwachsene in 18 Staaten in Europa, die früher kommunistisch regiert wurden. Von den befragten Russen gaben 57 Prozent an, die Orthodoxie als Kriterium für die Zugehörigkeit zur eigenen Nation zu sehen. Viele orthodoxe Christen sähen in der Religion eher einen Ausdruck der nationalen Kultur als des persönlichen Glaubens. Max Klingberg von der Internationalen Gesellschaft für Menschenrechte (IGFM) analysiert, dass Wladimir Putin als autoritärer Herrscher möglichst alle Gruppen in Russland zu kontrollieren versucht. Bei der Russisch-Orthodoxen Kirche, die sehr staatsnah sei, gelinge ihm das, bei christlichen Gruppierungen außerhalb der orthodoxen Kirche gelinge ihm das nicht, weshalb diese mit Restriktionen und Verboten rechnen müssten. Der Kommunismus sei als sinnstiftendes Element in der russischen Gesellschaft weggefallen, sagte Klingberg gegenüber pro. „Was blieb, war der Nationalismus.“ Putin selbst sei kein religiöser Mensch, aber nachdem er an die Macht kam, habe er die Nähe zur orthodoxen Kirche gesucht, denn sie sei „ein Pfeiler, auf dem dieser Nationalismus ruht“. | **JÖRN SCHUMACHER**

Drei Fragen an ...

... **Andreas Malessa**. Der Journalist und Theologe möchte in seinem Buch „Als Christ die AfD unterstützen?“ wertkonservative Christen vor Vereinnahmung warnen.

pro: Sie sprechen keinem AfD-Wähler ab, Christ zu sein. Dennoch halten Sie Christentum und AfD für nicht kompatibel. Weshalb genau?

Andreas Malessa: Weil ich denjenigen als Christen anspreche, der unabhängig von seiner konfessionellen Karteizugehörigkeit der Gesinnung, der Haltung Jesu Christi nachempfiehlt. Damit ist völlig unvereinbar, dass ein Christ sexistisch sein kann, also gegen Frauen und Gleichberechtigung, und dass er rassistisch sein kann. Christen betrachten Menschen als Ebenbilder Gottes. Daraus leitet sich ihre Menschenwürde ab. Unabhängig von Leistungsfähigkeit, Herkunft oder Rasse. Wer sich das auf die Fahnen geschrieben hat in Taufe und Konfirmation und Kirchenmitgliedschaft, der kann meiner Meinung nach nicht eine Partei unterstützen, die nationalsozialistisches, rassistisches und in der Sache letztlich faschistoides Gedankengut transportiert.

Werden denn diese wertkonservativ gesinnten Menschen in den etablierten Parteien nicht mehr genügend gewürdigt?

Man kann sich durchaus über Einzelentscheidungen seiner Landes- oder Bundesregierung ärgern. Aber deswegen eine Partei zu wählen, die Teile des Grundgesetzes, die parlamentarische Demokratie an sich und die Gewaltenteilung als „Merkel-System“ diffamiert und abhobelt – das wäre so, als würde ich unsere Wohnung zertrümmern, weil ein paar Fenster undicht sind.

Sollen sich Ihrer Meinung nach Christen überhaupt politisch engagieren?

Ja natürlich. Das sollen sie nicht nur, das müssen sie sogar, wenn sie ihren Glauben ernstnehmen. Der Glaube ist vordergründig eine private Entscheidung, ein Lebensstil. Er hat aber sofort Auswirkungen auf mein öffentliches Verhalten.

Vielen Dank für das Gespräch. | DIE FRAGEN STELLTE NORBERT SCHÄFER

Lesen Sie das vollständige Interview online: bit.ly/interview-malessa



Foto: privat

Andreas Malessa ist Hörfunk- und Fernsehjournalist bei ARD-Sendern und Buchautor

Gabriel: „Religionen stiften Frieden“

Erstmals haben sich im Auswärtigen Amt Ende Mai zahlreiche Vertreter religiöser Gruppen getroffen, um Wege zum Frieden zu suchen. Bundesaußenminister Sigmar Gabriel (SPD) stellte dabei fest: „Religion hat ihren Platz in unserem Land.“ In der Bundesrepublik gelte Religionsfreiheit, andererseits müssten sich Gläubige aber auch an die Gesetze halten. Die Gleichberechtigung von Frauen und Männern und auch der Schutz von Homosexuellen seien leitende Prinzipien in Deutschland. „Ich selbst bin Lutheraner“, sagte Gabriel. Dass Religionen „Unheil, Mord und Krieg in die Welt gebracht haben“, sei Christen aus ihrer eigenen Geschichte bekannt. Dennoch kenne er keine Religionsgemeinschaft, die nicht den Frieden umsetzen wolle. Der Beauftragte der Deutschen Evangelischen Allianz in Berlin, Uwe Heimowski, lobte das Anliegen des Ministers gegenüber pro. Wer die Religionsgemeinschaften nicht als Gesprächspartner wahrnehme, verstärke automatisch die radikalen Kräfte, die eben nicht den Frieden suchten. Das sei auch eine Anfrage an die Medien: Dort spiele Religion hauptsächlich in negativen Kontexten eine Rolle. „Die Presse sollte nicht nur die schlechten Nachrichten suchen, sondern auch über religiöse Initiativen berichten, die sich um den Frieden bemühen“, sagte Heimowski. | ANNA LUTZ



Foto: Bundesregierung/Bergemann

„Religion hat ihren Platz in unserem Land“, meint Bundesaußenminister Sigmar Gabriel

Was bedeuten Ihnen Presse- und Religionsfreiheit?

Wir haben Journalisten, die aus aller Welt berichten, gefragt, was ihnen freie Presse und Religionsfreiheit bedeuten. | EIN ÜBERBLICK.

VON STEFANIE RAMSPERGER



Pressefreiheit bedeutet für mich: recherchieren, was mich und unsere Zuschauer interessiert; dahin reisen, wo meine Recherche mich hinführt; interviewen, wer immer eine wichtige Geschichte zu erzählen hat, vor allem die, die ohne Macht und Publikum sind; zeigen, was sonst im Dunkeln bleiben würde; das alles tun können, ohne Ausweisung, Berufsverbot oder Gefängnis fürchten zu müssen.



Foto: privat

Pressefreiheit bedeutet für mich, dass man frei und ohne Einschränkungen berichten kann. Leider habe ich ausgerechnet bei deutschen Medien erlebt, dass es da klare Meinungen zum Nahostkonflikt gibt, gegen die man keinesfalls verstoßen darf, zum Beispiel die vermeintlich „alternativlose Zweistaatenlösung“. In Deutschland will man dazu weder Widerspruch von palästinensischer Seite noch von Israel hören.

Religionsfreiheit bedeutet für mich, dass der Staat sich nicht in die jeweiligen Riten einmischt und dass die Polizei Verstöße energisch ahndet. Wenn Christen jedoch aus Bethlehem vertrieben oder deren Kirchen angezündet werden, schweigen die meisten Medien.

Ulrich Sahm arbeitet als freier Journalist aus Israel u.a. für Israelnetz und Audiator

Foto: Juliane Henrich



Religionsfreiheit bedeutet für mich, wenn ich ohne Einschränkung, Verbot, Diskriminierung öffentlich über meinem Glauben reden und ihn praktizieren darf.

Pressefreiheit bedeutet für mich, dass die Medien eine mächtige Rolle in demokratischen Prozessen spielen dürfen und dadurch das Leben der Menschen verbessern. Denn durch sie können Menschen Kritik üben und ihre Meinung zum Ausdruck bringen. Wenn Menschen zum Schweigen gebracht werden, führt dies immer zu Radikalisierung. Deswegen ist dieses Menschenrecht ein Instrument für Transparenz und Demokratie.

Pressefreiheit ist, wenn keiner über sie reden muss und niemand in Schwierigkeiten kommt, wenn er es dennoch tut.

Dr. Markus Spieker leitet das ARD-Büro Südasien (Fernsehen) mit Sitz in Delhi

Foto: Martin Lengemann



Religionsfreiheit bedeutet die Freiheit zu glauben oder nicht zu glauben und keine Angst haben zu müssen, dass dies Konsequenzen im irdischen Dasein haben wird.

Ansgar Graw arbeitet seit 2009 als Senior Political Correspondent für Welt, Welt am Sonntag und welt.de in Washington D.C. Im Sommer erscheint sein Buch „Trump verrückt die Welt“.

Foto: Isa AlHamadi



Nazeeha Saeed, Journalistin aus Bahrain, lebt und arbeitet derzeit aus in Paris. Sie berichtet für verschiedene internationale Medien, darunter France 24 und Radio Monte Carlo.

Religionsfreiheit bedeutet für mich, dass alle Menschen wählen dürfen, in welchem Verhältnis sie zur Religion stehen wollen und wie sie den Glauben, für den sie sich entschieden haben, ausleben möchten.

Pressefreiheit bedeutet für mich, dass ich meine Gedanken – auch über einen längeren Zeitraum – aufschreiben darf, ohne fürchten zu müssen, dass nachts jemand an meine Tür klopfen wird ...

Religionsfreiheit bedeutet für mich, dass ich in der gleichen Zeitung, in der noch vor kurzem ein Artikel über die göttliche Gnade erschienen ist, auch ein Stück über Atheismus lesen kann.

Foto: privat



Yahya Alaous stammt aus Syrien. Derzeit lebt er in Berlin und arbeitet als Kolumnist für die Süddeutsche Zeitung sowie als freier Journalist fürs Handelsblatt.

Daniel Dehghan ist Wirtschafts-Journalist aus dem Iran. Er floh aus Angst vor dem Regime nach Deutschland, wo er vereinzelt wieder journalistisch aktiv ist.

Foto: pro/Jonathan Steinert



Hasnain Kazim ist Korrespondent von Spiegel Online mit Sitz in Wien. Er berichtet aus vielen Ländern, darunter Indien, Pakistan, Afghanistan, Iran, Irak und der Türkei.

Pressefreiheit bedeutet für mich, dass Journalisten frei von Angst schreiben und berichten können, was ist – und Kritik nicht als Beleidigung, Terrorpropaganda oder Blasphemie verstanden wird. In einer Atmosphäre, in der sie Repressalien fürchten müssen und sich womöglich selbst zensieren, ist Pressefreiheit nicht möglich.

Foto: privat



Religionsfreiheit bedeutet für mich, dass Menschen ihren Glauben unabhängig von den Überzeugungen anderer Menschen leben und praktizieren können, ohne befürchten zu müssen, dafür verfolgt, bedroht oder bestraft zu werden. Das schließt ein, dass Menschen auch nicht(s) glauben dürfen und dass Andersglaubende in ihrem anderen Glauben mit Respekt behandelt werden, auch wenn die Anschauungen noch so unterschiedlich sind.



Pressefreiheit bedeutet für mich, dass die Presse ein Spiegel der Gesellschaft ist und diese unvoreingenommen und ohne Zensur reflektiert.

Religionsfreiheit bedeutet für mich, Mut haben, gegen den vorherrschenden Glauben zu denken – aber ohne Furcht vor Strafe.

Steckbrief Menschenrechte

Seit wann gibt es sie?

Schon lange! Nach dem Alten Testament schuf Gott den Menschen nach seinem Ebenbild, was prinzipiell Freiheit und Gleichheit aller Menschen bedingt. Festgeschrieben wurden sie am 10.12.1948. Die Generalversammlung der UN-Mitgliedsstaaten deklarierte die „Allgemeine Erklärung der Menschenrechte“ und machte die Rechte so zur Aufgabe der Völkergemeinschaft. Was beinhalten sie?

Neben dem Schutz des Individuums vor staatlicher Willkür gehören dazu auch wirtschaftliche, soziale und kulturelle Rechte, aber z.B. auch das Recht auf Frieden. Zu den Freiheitsrechten gehören unter anderem Religions- und Meinungsfreiheit (auch in den Medien). Die Menschenrechte sind universell und unteilbar.

Was ist die Basis?

Die Menschenrechte basieren auf der Würde des Menschen, die er von Geburt an inne hat.

Wer setzt sie um?

Staaten tragen die Hauptverantwortung für die Umsetzung der Menschenrechte.

Gibt es Probleme?

Menschenrechte müssen immer wieder gegen Widerstände erkämpft werden. Begehen Staaten Menschenrechtsverletzungen, betreffen die Übergriffe in der Regel mehrere Freiheitsrechte.

Warum verletzen Staaten Menschenrechte?

Um ihre Macht durchzusetzen, schalten autoritäre Regierungen Oppositionsgruppen aus. Hauptbetroffene sind Schriftsteller und Journalisten, die ihre (abweichende) Meinung verbreiten, aber auch Angehörige religiöser Minderheiten, besonders wenn sie missionarisch aktiv sind.

Endlich frei!

Wenn autoritäre Regierungen ihre Macht verteidigen wollen, wird jegliche Opposition zum Feind. Betroffen sind meist vor allem Journalisten, aber auch Angehörige religiöser Minderheiten. Der gebürtige Iraner Daniel Dehghan ist beides. In Deutschland hat er Freiheit gesucht und Jesus gefunden. | VON STEFANIE RAMSPERGER UND JONATHAN STEINERT

Am Ende des Gottesdienstes in einer Kirche in einer hessischen Stadt plaudern einige Besucher noch bei Kaffee, Tee und Keksen miteinander. Auch Daniel Dehghan ist dabei. Der gebürtige Iraner geht fast jeden Sonntag in den evangelischen Gottesdienst, meist sitzt er in einer der letzten Reihen. Im August vergangenen Jahres hat er sich hier taufen lassen. Der 29-Jährige genießt die Freiheit in Deutschland. „Freiheit ist wichtiger als Geld und Essen“, sagt er. „Wirklich!“

Vor gut einem Jahr ist der Journalist aus seinem Heimatland geflohen. Freiheit gibt es in der islamischen Republik Iran nicht. Der Iran ist eine totalitäre religiöse Diktatur und ein Folterstaat. „Die Menschen leben immer unter Druck, islamische Regeln einhalten zu müssen oder bestraft zu werden“, sagt Dehghan. Der Staat reguliert das Alltagsleben seiner Bevölkerung nach islamischen Gesetzen bis ins Private hinein. Wer Alkohol trinkt und dabei erwischt wird, wird mit Peitschenhieben bestraft, mehrfache Wiederholungstäter im schlimmsten Fall hingerichtet. Frauen müssen ihr Haar komplett verhüllen, Mann und Frau dürfen nicht unverheiratet zusammenleben, küssen dürfen sie sich in der Öffentlichkeit erst recht nicht. Als Dehghan und seine damalige Freundin sich einmal auf der Straße küssten, haben Anwohner die Polizei gerufen.

Pressefreiheit weltweit

Je dunkler ein Land eingefärbt ist, desto schlechter steht es dort um die Pressefreiheit, hat Reporter ohne Grenzen ermittelt.

- Gute Lage
- Zufriedenstellende Lage
- Erkennbare Probleme
- Schwierige Lage
- Sehr ernste Lage

Quelle: Reporter ohne Grenzen

Es ist verboten, andere Sender als einen der staatlichen zu empfangen. Und wer nicht Muslim ist, hat im Iran ohnehin nichts zu lachen, auch wenn Christen, Juden und Zoroastern offiziell anerkannte Minderheiten sind. Christen dürfen sich zum Beispiel nicht in Hauskreisen treffen, das Regime lässt solche potenziellen Keimzellen des Widerstandes nicht zu. Die christlichen Parlamentsabgeordneten hätten diese Posten nur symbolisch, ist sich Dehghan sicher. Einfluss hätten sie nicht.

Atheisten und Konvertiten verfolgt der Staat

Dehghan war kein Muslim, er war religionslos. Gewusst hat das in seiner Heimat keiner. „Es hat niemand gefragt und ich habe den Mund gehalten, sonst wäre es schwierig geworden.“ Max Klingberg von der Internationalen Gesellschaft für Menschenrechte (IGFM) erklärt: „Atheisten haben es neben den Konvertiten im Iran am schwersten. Sie werden verfolgt, besonders, wenn sie nach außen aktiv werden und andere auffordern, den Islam zu hinterfragen.“

Dazu muss man wissen, dass der Iran seit der Revolution 1979, die zum Sturz des Schahs führte, eine theokratische Republik ist. Klingberg erklärt: „Die islamischen Geistlichen haben sich den Staat selbst auf den Leib geschneidert.“ So muss beispielsweise der Leiter des Geheimdienstes ein islamischer Geistlicher sein. Der mächtigste Mann im Staat ist der geistliche Führer, Ajatollah Chamenei. Mit religiöser Legitimierung hat er fast uneingeschränkte Macht, definiert die Politik des Staates, überwacht deren Ausführung, ist Oberbefehlshaber der Streitkräfte, ernannt den obersten Richter, Staatsanwalt und Ordnungskräfte. Kurz: Der Islam ist das Fundament der Herrschaft, mit der die islamischen Geistlichen weltliche Macht ausüben.

Indem sie den Islam in Frage stellen, rütteln Atheisten an diesem Fundament. Atheisten oder auch Christen, die missionarisch aktiv werden, sind die schlimmste Gefahr für die eigene Macht. Denn sie verbreiten ihre (regierungskritische) Botschaft und tragen sie nach außen.

Aus demselben Grund duldet die geistliche Führung auch keine freie Presse. Eine unabhängige Presse, die sich gegen Korruption und Alleinherrschaft wendet und die Regierenden kontrolliert, ist unverzichtbar für eine Demokratie. Eine Regierung, die dominieren will, duldet solche „Angriffe“ auf ihre autoritäre Herrschaft nicht.

Da ist der Iran kein Einzelfall. Sei es Recep Tayyip Erdogan in der Türkei, der seit dem Putschversuch im Juli 2016 hart durchgegriffen und rund 775 Presseausweise annulliert und mehr als 100 Journalisten verhaftet hat. Oder sei es der russische Staatsoberhaupt Wladimir Putin, unter dessen Regime Oppositionelle, vor allem auch Journalisten, totgeprügelt werden.

In der iranischen Verfassung steht: Die Medien dienen dazu, die islamische Kultur und den Kurs der Islamischen Revolution zu verbreiten; sie sollen streng davon Abstand nehmen, anti-islamische Inhalte weiterzugeben. Unter dieser Bedingung ge-

Wo Christen besonders stark verfolgt werden

Religionsfreiheit ist diesen Staaten nicht wichtig. Die Rangliste zeigt, wo Christen besonders bedroht leben.

- | | |
|----------------|-------------------|
| 1. Nordkorea | 11. Libyen |
| 2. Somalia | 12. Nigeria |
| 2. Afghanistan | 13. Malediven |
| 4. Pakistan | 14. Saudi-Arabien |
| 5. Sudan | 15. Indien |
| 6. Syrien | 16. Usbekistan |
| 7. Irak | 17. Vietnam |
| 8. Iran | 18. Kenia |
| 9. Jemen | 19. Turkmenistan |
| 10. Eritrea | 20. Katar |

Quelle: Open Doors

währt die Verfassung auch Pressefreiheit. Was das bedeutet, hat Daniel Dehghan in seinem Beruf erfahren.

Er arbeitete für eine Nachrichtenagentur des Justizministeriums. Dort schrieb er vor allem über wirtschaftliche Themen. Kritisch über den Islam oder die Regierung zu berichten, konnte den Tod bedeuten. Manchmal wurden seine Artikel oder Sätze daraus gelöscht. Einmal schrieb er einen kritischen Text darüber, wie viel Geld iranische Muslime dafür ausgeben, um nach Mekka zu pilgern, sieben Runden um die Kaaba, das islamische Heiligtum, zu laufen – wie es die Pflicht jedes frommen Muslims ist – und teure Souvenirs mitzubringen. „Sie reisen ja nicht, um sich das Land anzuschauen, sie laufen dort um ein Bauwerk. Das hat doch keine Bedeutung.“ Sein Chef drohte ihm: Es sei leicht, ihm ein Verfahren anzuhängen und ihm zum Beispiel vorzuwerfen, Propaganda gegen das Regime und den Islam zu betreiben oder Kontakt mit ausländischen Journalisten zu ha-

ben – auch das ist verboten, es gilt als Spionage und kann mit dem Tod bestraft werden.

Hatte er Angst? „Natürlich“, sagt er, in einem Ton, als wolle er fragen, wie man das in Zweifel ziehen könne. „Ich habe gesagt: Okay, ich akzeptiere alles. Aber in meinem Herzen habe ich mich anders entschieden.“ Als Journalist, erklärt er, müsse man den staatlichen Vorgaben folgen. Eine freie oder private Presse gibt es im Iran nicht. Die Medien sind in staatlicher Hand oder werden von dieser kontrolliert. Wird der Eigentümer finanziell unter Druck gesetzt, ändert sich auch der Ton des Mediums ruckzuck hin zu einem handzahmen Staatsorgan.

Das wollte Dehghan irgendwann nicht mehr mitmachen, er wollte kein „Ziegel am Bau des Systems“ mehr sein, wie er sagt. „Der Staat gibt alles vor. Aber ich will selber entscheiden, wie ich mein Leben lebe.“ Er floh nach Frankreich, von dort kam er nach Deutschland und hat hier Asyl bekommen. Er schreibt jetzt hin

und wieder Analysen und Berichte für die Online-Magazine „Voice of Iranian Christians“ und „Kayhan London“. Sie arbeiten außerhalb des Iran. In seinem Heimatland sind sie verboten.

Facebook ist verboten – nur nicht den Herrschenden

Kontakt zu Journalisten im Iran darf Dehghan nicht haben, das wäre für sie zu gefährlich. Dreien seiner Arbeitskollegen, mit denen er in der Nachrichtenagentur zusammengearbeitet hatte, wurde mittlerweile gekündigt. Dehghan vermutet, dass das etwas mit seinem Verschwinden zu tun hat.

Auf Facebook ist er mit einigen früheren Kollegen befreundet, obwohl das Netzwerk im Iran verboten ist, genauso wie Twitter. „Es gibt im Iran immer wieder medienwirksame Zerstörungen von Satellitenschüsseln“, erzählt Max Klingberg. Allerdings sei Teheran trotzdem voll von ihnen. Genauso ist es mit Facebook: Das Netzwerk sei „vom Satan“, aber Chamenei hat ein eigenes Konto mit fast 170.000 Followern. Weil es ihnen offiziell nicht erlaubt ist, nutzen die Bürger einen verschlüsselten Zugang über das Tor-Netzwerk, um die Sperre zu umgehen. Das Bildungsniveau im Iran ist hoch, der Eifer, die staatlichen Filter zu umgehen, auch.

„Denken ist gefährlich im Iran“, sagt Dehghan. Alle müssten die Regeln befolgen, wer sie hinterfragt, bekommt Probleme. Die führenden Politiker haben Angst vor Journalisten, vor Berichten über Reformer oder gegen den Islam, weil sie das System destabilisieren und ihre eigene Macht untergraben könnten. Auch viele Universitätsprofessoren saßen im Gefängnis, sagt Dehghan.

Selbstzensur und Islamkritik

Dehghan hat es im Iran gelernt, sich selbst zu zensieren. „Es gibt eine rote Linie, was man sagen kann und was nicht. Aber niemand weiß genau, wo sie verläuft. Man muss jederzeit auf alles vorbereitet sein.“ Symptomatisch seine erste Gegenfrage im Gespräch: „Darf ich alles sagen? Auch etwas Kritisches über den Islam?“ Ja, lautet die Antwort, und er legt los: Er möchte die Menschen in Deutschland warnen vor dem Islam, der den Menschen die Freiheit nimmt. Er glaubt, dass die Deutschen zu wenig darüber wissen. Dass er hier auf so viele Muslime stieß, hat ihn überrascht. „Ich bin nach Deutschland gekommen, weil ich vom Islam weg wollte“, sagt er. Die islamischen Regeln seien ein Feind der Freiheit und der Menschenwürde. Er hat kein Verständnis dafür, dass Muslime, die nach Deutschland kommen, fordern, dass hier die Regeln und Vorschriften akzeptiert werden wie in ihrem Heimatland – kein Schweinefleisch essen, Kopftuch tragen, Sonderregeln beim Schwimmunterricht, Kinderehen, Polygamie. „Das geht nicht. Sie hätten in ein muslimisches Land gehen können, nach Saudi-Arabien oder in die Emirate. Warum sind sie hier?“

Kurz nach seiner Ankunft in Deutschland besuchte Dehghan eine Freikirche. „Da habe ich den riesigen Unterschied zwischen Islam und Christentum gesehen. Ich konnte wieder atmen.“ Der Islam nahm ihm seine Freiheit, durch Christus bekommt er sie geschenkt. ■



Mehr zum Thema

Die Menschenrechte sind Frucht des Christentums. Ein Essay von Alexander Görlach.

bit.ly/essay-AlexanderGoerlach

Menschenrechte gibt es nur im Paket. Wo Pressefreiheit beschnitten wird, gibt es auch keine freie Religionsausübung. Ein Kommentar von Stefanie Ramsperger

bit.ly/machtfrage

Hintergrund: Christen in Russland

bit.ly/christen-russland-1

bit.ly/christen-russland-2

Hintergrund: Christen in der Türkei

bit.ly/christen-tuerkei

„Was nicht kontrolliert werden will, wird bekämpft“

Die Meinungsvielfalt wird in Russland stark eingeschränkt. Auch wenn dies nicht so offensichtlich geschieht, wie derzeit in der Türkei, sei das Ergebnis keineswegs besser, beobachtet der Osteuropa-Korrespondent Gerhard Gnauck, der für die Tageszeitung Die Welt schreibt. | **DIE FRAGEN STELLTEN STEFANIE RAMSPERGER UND JONATHAN STEINERT**

pro: Sie schreiben als Korrespondent der Tageszeitung Die Welt über Osteuropa. Haben Sie sich jemals in Ihrer Pressefreiheit eingeschränkt gefühlt?

Gnauck: In Deutschland haben wir ja ein hohes Maß an Presse- und Meinungsfreiheit. Da haben wir eher mal über einen Kommentar diskutiert, und darüber, ob er Leser vor den Kopf stoßen würde. Aber das sind ja keine Einschränkungen, wie sie Kollegen von anderer Seite erleben.

Welche Einschränkungen meinen Sie?

Zwei Kollegen deutscher Medien, die ich kenne, haben Drohungen per E-Mail bekommen wegen angeblich zu russlandkritischer Berichterstattung.

Über Russland zu berichten, hat sich seit dem Krieg in der Ukraine sicher noch einmal verkompliziert?

Tatsächlich. Fast niemand von den erfahrenen Journalisten hier darf mehr in die Region Donbass in der Ukraine einreisen. Dort wird von russischen Separatisten und Sicherheitsleuten ein eiserner Vorhang runtergelassen. Jetzt werden die besten Experten ausgesperrt und andere Journalisten, die weniger Ahnung haben, werden organisiert dorthin gebracht. Die Medien haben große Mühe herauszufinden, was im Donbass wirklich passiert.

Welche Unterschiede nehmen Sie zwischen deutscher und russischer Berichterstattung wahr?

Nehmen Sie zum Beispiel den Beginn der Proteste 2013 in der Ukraine: Die ersten Demonstranten bauen Zelte auf, kochen Gulasch über offenem Feuer. Es war kalt. Die deutschen Medien berichteten: „Hier versammeln sich Bürger und protestieren für ihre Rechte. Sie demons-



Foto: Franciszek Mazur

Gerhard Gnauck studierte Osteuropäische Geschichte und Politikwissenschaft. Er ist Korrespondent der Zeitung Die Welt in Warschau, wo er seit 1999 lebt, und beobachtet von dort Polen und dessen Nachbarländer.

Pressefreiheit bedeutet für mich, dass ich, wenn ich mir nach bestem Wissen und Gewissen eine Meinung erarbeitet habe, diese eins zu eins ausdrücken darf.

Religionsfreiheit bedeutet, dass ich meine Religion frei und öffentlich bekennen darf. Dafür müssen Religionsgemeinschaften sich organisieren, Gottesdienste halten und Materialien veröffentlichen dürfen.

trieren mit EU-Fahnen dafür, dass ihr Land näher an Europa heranrückt.“ Im russischen Staatsfernsehen hat der Chef persönlich moderiert und daraus gemacht: „Die Ukrainer bauen Zelte und kochen am offenen Herdfeuer. Sie wollen wieder so leben wie im Mittelalter.“

Das hört sich nicht gerade nach neutraler Berichterstattung an.

Der russische Staat geht generell immer mehr in die Richtung, alles seiner zentralen Kontrolle zu unterwerfen. Alles, was den Anschein hat, fremdgesteuert zu sein, wird misstrauisch gesehen und bekämpft.

Sehen Sie hier einen Zusammenhang zwischen verschiedenen Freiheitsrechten, wie der Presse- und der Religionsfreiheit?

Gnauck: Ein gutes Fundament für Pluralität der Meinungen ist dann gegeben, wenn es auch eine Pluralität der Strukturen, Organisationen und Besitzverhältnisse gibt. In den Neunzigerjahren wurde in Russland die Vielfalt von Meinungen und Strukturen größer, das wird jetzt aber wieder auf breiter Front zurückgedrängt. Wir müssen beobachten, inwieweit das analog auch die Religionsfreiheit einschränken wird.

Das heißt, auch Religionsgemeinschaften haben einen zunehmend schweren Stand?

Die Freiheitsräume werden stark eingeschränkt. Was nicht kontrolliert werden will, wird bekämpft. Die Zeugen Jehovas wurden kürzlich verboten, das ist ein neues, prominentes Beispiel. Die Zeugen Jehovas wurden übrigens auch im Dritten Reich bekämpft.

Gleichzeitig war aber jüngst zu lesen, dass sich die Zahl der Christen in Russland in den vergangenen 25 Jahren nahezu verdoppelt habe.

Was die russisch-orthodoxe Kirche betrifft, hat sich die Zahl der Christen von 37 auf 71 Prozent erhöht, die Religion konnte sich Freiräume zurückerobern. Aber die Kirche dort hat in puncto Freiheit eine andere Tradition als westliche Kirchen. Früher in der Sowjetunion wurde sie brutal verfolgt, und was übrig blieb, wurde sehr eng an den Staat angebunden. Der Staat braucht Legitimation durch die Kirche, die Kirche braucht den Staat, um ihre Ansprüche abzusichern. Sie wird also stark instrumentalisiert.

Halten Sie die Situation in Russland für vergleichbar mit der in der Türkei?

Vieles ist vergleichbar. In der Türkei sitzen weit über 100 Journalisten in Haft, darunter mein Kollege Deniz Yücel. Der Unterschied ist: In der Türkei laufen die Änderungen blitzschnell und werden mit dem Holzhammer gemacht. Seit dem Putsch gab es quasi über Nacht eine Wende um 180 Grad. In Russland dagegen macht man es nicht mit dem Holzhammer. Da sind heute ehemalige KGB-Leute persönlich an der Macht. Die haben, was die Institution betrifft, seit 1917 Geheimpolizei-Erfahrung, wissen, wie man Einfluss auf Nachbarländer ausübt. Nur tun sie dies geschickter, als es in der Türkei passiert. Was vom Ergebnis her nicht besser ist. Beobachten Sie auch in freiheitlich verfassten Ländern Tendenzen, dass Politiker Medien instrumentalisieren?

Ja, natürlich, denn Medien sind Instrumente, um Macht zu gewinnen und zu erhalten. Sie tragen zur Willensbildung bei – ob nun für oder gegen die Herrschenden. Eine akute Zuspitzung erleben wir zurzeit in den USA, offenbar unter Beteiligung der Kräfte, die in Russland in fast 100 Jahren erfolgreich gelernt haben, wie man Opposition gleichschaltet und unterdrückt. Aber um die Medien dauerhaft unter Kontrolle zu bekommen, müsste man entweder die Besitzverhältnisse bei den Medien oder die Gesetze ändern. Das sehe ich im Moment nicht. Vielen Dank für das Gespräch! ■

Auf die Haltung kommt es an

Wer seinem Nächsten liebevoll begegnet, tut nicht nur anderen etwas Gutes, sondern auch sich selbst. Am Ende kommt es auf Gottes Liebe an. | **VON DORO PLUTTE**

Ich liebe dich. Ich bin für dich. Du bist wundervoll.“

Diese Sätze gehören zu meinem Aufwärmprogramm als Moderatorin. Vor Veranstaltungen gehe ich durch das Publikum, lächle die Menschen an und denke diese Worte. Und zwar nicht nur, wenn ich mich sowieso danach fühle. Sondern gerade dann, wenn ich eigentlich schlecht gelaunt, voller Sorge oder müde bin.

„Gott ist Liebe; und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm.“ *1. Joh. 4,16*

Mich auf diese Weise innerlich den Menschen zuzuwenden, ist mir im Laufe der Jahre wichtiger geworden als alle Lockerungs- oder Atemübungen vor dem Auftritt. Ich programmiere mich sozusagen auf Wertschätzung. Die Menschen spüren diese Haltung, davon bin ich überzeugt. Und ich meine sogar, sie spüren darin Gott selbst. Gott ist Liebe, und wer Liebe empfängt, empfängt etwas von seinem Wesen.

„Lieben Sie Ihr Publikum!“ Diesen Rat gebe ich auch den Teilnehmern an meinen Seminaren. Am liebsten in knallharten DAX-Konzernen. Ich lade sie dazu ein, ihren Zuhörern Offenheit und Herzlichkeit entgegenzubringen – unabhängig davon, ob diese Zuwendung erwidert wird oder nicht. „Das ist aber mühsam“, meinte kürzlich die Mitarbeiterin eines großen Bankhauses. Solche Einwände höre ich immer wieder. Nach dem Motto: Warum soll ich nett sein, wenn mir jemand schräg kommt?

Tatsache ist, unsere akuten Emotionen haben wir nicht immer unter Kontrolle. Und es mag einfacher wirken, sich Gefühlen und Impulsen hinzugeben. Aber wirklich frei werden wir, wenn wir wählen können: Lebe ich den Teil von mir, der gerade schlecht gelaunt, beleidigt, wütend ist? Oder wende ich mich dem göttlichen Prinzip der Liebe zu und verhalte mich entsprechend?

Aus meiner Sicht liegt darin der Schlüssel zu Authentizität. Ich kann authentisch auftreten und kommunizieren, wenn ich meinen Werten und Überzeugungen entsprechend handle. Wenn ich es schaffe – vielleicht entgegen meiner Gefühle –, das zu leben, wofür ich als Mensch stehen will. Oft sind das Werte wie Respekt, Freundlichkeit oder Geduld. Im Kern ist es Liebe.

Der erste Schritt mag tatsächlich mühsam sein. Er ist ein bewusstes Abwenden von dem, was mir vermeintlich gerade zusteht: Recht haben, Anerkennung, Vergeltung. Aber wenn ich mich für die Haltung der Liebe entscheide, dann werde ich innerlich frei. Frei von Vorwürfen, Ängsten und negativen Emotionen. Frei, der Mensch zu sein, der ich im Kern sein will. Und ja, mit diesem „Selbst-Bewusstsein“ kann ich sogar nett sein, wenn mir jemand schräg kommt.

Gelingt es mir immer, diese Haltung einzunehmen? Nein. Darf ich es immer wieder versuchen? Aber sicher. Und wie froh bin ich, dass ich die Liebe nicht nur aus mir selbst erzeugen muss. Bevor ich mich auf eine Bühne oder vor eine Kamera stelle, bete ich oft darum, dass Gott seine Liebe durch mich scheinen lässt. Dass die Menschen ihn sehen, wenn sie mich anschauen. Dass sie davon berührt werden. Und dass die Liebe in ihnen bleibt, auch wenn sie längst vergessen haben, wie die Moderatorin hieß. ■



Foto: Johannes Schuchard

Doro Plutte hat für das ZDF und den NDR vor der Kamera gestanden. Sie gehört zum Autorenteam von „37 Grad“ (ZDF) und moderiert Events für zahlreiche Unternehmen und Stiftungen. In ihren Seminaren und auf einem eigenen YouTube-Kanal gibt sie Tipps rund um Körpersprache, Stimme, Rhetorik und innere Haltung. Mit ihrer Familie lebt sie in Mainz.
www.youtube.com/doroplutte

„Herdenjournalismus hat zugenommen“



Der Deutsche Presserat will seit 60 Jahren die Qualität in den Medien sichern. Deshalb rügt er Redaktionen, die den Pressekodex missachten. pro hat mit Geschäftsführer Lutz Tillmanns über Angriffe auf Journalisten, den Vorwurf der Lügenpresse und die neue Konkurrenz durch Soziale Netzwerke gesprochen. | **DIE FRAGEN STELLTE ANNA LUTZ**

Der **Deutsche Presserat** will zum einen die Pressefreiheit und das Ansehen der Medien in Deutschland schützen. Andererseits prüft er die Qualität von Medienerzeugnissen nach dem Prinzip der freiwilligen Selbstkontrolle. Die Richtlinien dazu finden sich im Pressekodex, einer Zusammenfassung von ethischen Grundsätzen für die Berichterstattung. Wer gegen diese verstößt, kann im schlimmsten Fall öffentlich vom Presserat gerügt werden. Juristische Konsequenzen hat das nicht.

Lutz Tillmanns ist Geschäftsführer des Deutschen Presserats. Die Arbeit der Journalisten hat sich verändert, sagt er. Nicht nur zum Guten.

Foto: Deutscher Presserat

pro: Herr Tillmanns, die Richtlinie 12.1. des Pressekodex sah bisher vor, dass Journalisten die Nationalität eines Straftäters nur bei einem „begründbaren Sachbezug“ nennen, um Diskriminierungen zu verhindern. Das letzte Mal trafen wir uns vor drei Jahren, da sagten Sie, an dieser Praxis des Presserates werde sich nichts ändern. Nun haben Sie die Leitlinie doch verändert. Warum?

Lutz Tillmanns: Die Praxis haben wir nicht verändert, nur die Richtlinie präzisiert. Es gilt, dass die Presse Diskriminierungen vermeiden soll. Deshalb soll sie die Zugehörigkeit von Tätern oder Tatverdächtigen zu Minderheiten nicht benennen, also Nationalität, Religion oder ähnliches. Es gab immer Diskussionen über diese Regel. Intensiver wurde die Debatte seit den Ereignissen am Silvesterabend in Köln vor knapp anderthalb Jahren, wo vermutet wurde, dass Nordafrikaner Frauen sexuell belästigt haben sollen. Uns fiel auf, dass viele Journalisten unsicher waren, wie sie die Richtlinie umsetzen sollten. Viele wussten

nicht, was ein „begründbarer Sachbezug“ sein soll. Was, wenn es einen Konflikt zwischen ethnischen Gruppen gibt? Oder eine Mordanklage gegen einen Marokkaner oder Afghanen? Wann ist ein Sachbezug gegeben und wann nicht? Manche Kollegen sperren sich deshalb ganz gegen die Richtlinie.

Oder behelfen sich damit, konsequent immer die Nationalität zu nennen, auch bei deutschen Tätern.

Genau. Deshalb haben wir letztendlich entschieden, die Regel zeitgemäßer umzuformulieren, und sprechen nun davon, dass die Nationalität bei einem „berechtigten öffentlichen Interesse“ genannt werden darf. Damit können die Redaktionen mehr anfangen, die Formulierung taucht auch an anderen Stellen des Pressekodex auf. Zusätzlich dazu veröffentlichen wir aber in den kommenden Wochen Leitsätze als Auslegungshilfe (seit Ende Mai auf presserat.de; Anm. d. Red.). Zum Beispiel dürfen Journalisten demnach die Nationalität benennen, wenn es um transnationale Kriminalität geht, oder wenn sich die Täter

selbst dazu erklären. Es bleibt aber dabei: Redaktionen haben eine ethische Verantwortung und müssen in jedem Fall abwägen, ob sie die Nationalität nennen oder nicht.

Die Zahl der beim Presserat eingegangenen Beschwerden wegen der Nennung der Nationalität ist 2016 gestiegen. Warum?

Es gab einige prominente Ereignisse, bei denen die Nationalität eine Rolle gespielt hat. Neben der Silvesternacht in Köln auch der Mord an der Freiburger Studentin Maria L. im Oktober, wo ein Flüchtling verdächtigt wurde. Die Redaktionen sehen sich auch damit konfrontiert, dass über Soziale Netzwerke Informationen verbreitet werden. Dementsprechend können die Medien bestimmte Dinge wie die Nationalität gar nicht mehr kategorisch verschweigen, wenn sie sich nicht anhören wollen, sie würden Dinge verschleiern.

Die Sozialen Medien haben den Journalisten also ihr Deutungsmonopol gestohlen?

Die Lage ist anders als vor 20 Jahren. Es gibt heute alternative Quellen auch jenseits journalistischer Inhalte. Journalisten müssen sich mit dieser neuen Konkurrenz arrangieren. Sie sind einerseits nicht mehr die einzigen, die die Welt erklären und Dinge kritisieren. Andererseits haben kleinere Zirkel und Organisationen jetzt ganz andere Möglichkeiten, sich Gehör zu verschaffen. Denken Sie etwa an die sogenannten Reichsbürger oder andere Verschwörungstheoretiker. Oder blicken Sie nach Amerika und auf die Wahl von Donald Trump. Die Wahrheit setzt sich nicht zwangsläufig durch, es gibt Störfeuer, verbreitet auch durch Soziale Medien.

Der Ruf der Presse war selten so schlecht wie derzeit. Sind die Sozialen Medien ein Grund dafür?

Die Unabhängigkeit des Bürgers von Medien ist gewachsen und damit auch seine Mündigkeit. Jeder kann sich via Smartphone selbst mit Informationen versorgen, sie aber auch senden. Der Empfänger ist heute auch Produzent von Inhalten. Deshalb ist der Qualitätsjournalismus heute stärker gefordert und gezwungen, sich anders aufzustellen. Ich glaube, dass Journalisten diese Situation meistern werden. Ich glaube an die Qualität guter Ausbildung und auch daran, dass Medienschaffende in der Regel nicht zufällig in diesen Beruf hineinrutschen, sondern ihn aus Überzeugung wählen.

Wie kommt es aber dazu, dass ein nicht geringer Teil der Bevölkerung an eine Lügenpresse glaubt? Sind Journalisten vielleicht wirklich mit der Komplexität der Welt heutzutage überfordert und recherchieren schlechter? Haben sie den Kontakt zum Publikum verloren?

Sie fragen, ob die Journalisten den Kontakt zum normalen Bürger verloren haben. Ich frage: Hatten sie ihn denn je ausreichend? Ich glaube nicht. Bisher verlief die Kommunikation einseitig vom Journalisten zum Leser, Hörer oder Zuschauer. Heute ist sie zunehmend wechselseitig. Damit sind viele Redaktionen noch nicht sehr erfahren. Journalisten müssen heute zum Beispiel wissen, was ein Shitstorm ist und wie sie damit umgehen können. Medienschaffenden muss es gelingen, einerseits auf ihre Communitys im Netz einzugehen, sich andererseits aber nicht zu deren Spielball zu machen. Das sind neue Erfahrungen, die nicht durch „Learning by Doing“ aufgewogen werden. Es muss eine gute Ausbildung dazu geben, um eine zeitgemäße technische Kompetenz aufzubauen.

Aber sind Journalisten nicht auch einseitiger in ihrer politischen Berichterstattung geworden? Man stelle sich vor, ein

Medium veröffentlichte heute einen positiven Kommentar zu US-Präsident Donald Trump oder einen negativen zur „Ehe für alle“ – das wäre ein Affront!

Ich bin nun kein Experte der amerikanischen Verhältnisse, aber ich stelle schon fest, dass Trump die Presse gering schätzt. Für einen Europäer und insbesondere einen Deutschen ist das schwer verständlich. Natürlich müssen Redaktionen, die die amerikanische Politik abbilden, dennoch differenzieren. Sie haben Recht, es gibt eine Art Agenda-Setting: Ein Journalist macht den Aufschlag und alle anderen orientieren sich daran. Wir setzen uns als Presserat aber dafür ein, dass jede Redaktion selbst recherchiert. Herdenjournalismus kritisieren wir. Ich sehe auch, dass ein solcher heute häufiger vorkommt. Das hat sicher mit der Konkurrenz der Medien zu tun und der Fokussierung auf Klickzahlen. Es ist wichtig, der Schnellste zu sein, der Erste zu sein und die meisten Follower zu haben. Ich glaube dennoch, dass die meisten Redaktionen sich sehr bewusst sind, dass Falschberichterstattungen verheerende Auswirkungen haben. Sie bedeuten den Verlust der Reputation.

Laut einer Umfrage ist fast die Hälfte der Journalisten im vergangenen Jahr verbal oder körperlich angegriffen worden. War der Journalistenberuf schon immer so gefährlich?

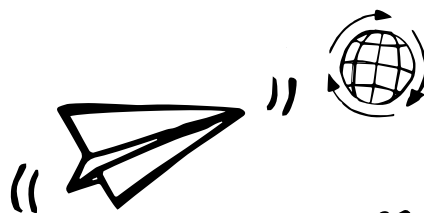
Die aggressive Stimmung gegen Journalisten ist stärker geworden, besonders, wenn Kollegen zu Reportagen vor Ort sind. Ich weiß von Einsätzen in Sachsen, etwa bei Pegida-Demonstrationen, da brauchten die Kollegen Polizeischutz. In seiner vergangenen Sitzung erklärte der Presserat ein Spiegel-Cover für legitim, das eine Karikatur des US-Präsidenten mit dem abgeschnittenen Kopf der Freiheitsstatue zeigt. Ebenso ein Bildzitat bei Charlie Hebdo, das Merkel mit dem abgeschnittenen Kopf von Martin Schulz zeigt. So viel Blut und beißende Ironie – das gab es doch vor 20 Jahren noch nicht auf Magazincovern!

Satirische Äußerungen gab es immer schon auf Zeitschriftencovern. Ich würde sagen, dass die Krisenberichterstattung zugenommen hat, allein schon, weil es an so vielen Orten der Welt heute Kriege und Auseinandersetzungen gibt. Gewalt und Terror sind allgegenwärtig, denken Sie an den Islamischen Staat. Überall sind Bilder zu diesen Ereignissen verfügbar, seien sie von Journalisten oder aus anderen Quellen. Es mag sein, dass solche Eindrücke deshalb häufiger vorkommen und aus diesem Grund tatsächlich mehr Blut in der Berichterstattung zu sehen ist. Aber ich würde nicht sagen, die Medien sind beißender oder blutrünstiger geworden. Das Spiegel-Cover ist für mich ein interessantes Zitat aus der Oper „Salome“, das zeigen soll, wie Trump mit der Freiheit umgeht.

Das ist eine Deutungsmöglichkeit. Eine weitere wäre, dass das Cover den US-Präsidenten mit einem IS-Terroristen gleichsetzt. Ist der Ton in den Medien rauer geworden?

Frühere US-Präsidenten haben zu so etwas keinen Anlass gegeben. Es kann sein, dass es in der Welt heute mehr Politiker gibt, die harte Kritik hervorrufen: Wladimir Putin, Viktor Orban, früher Silvio Berlusconi – wer derart die Gewaltenteilung aufzulösen versucht, erfährt Kritik von Journalisten. Das ist legitim. Die Lage ist schärfer und kritikwürdiger und deshalb sind die Beiträge in den Medien engagierter und pointierter. Aus diesem Grund haben wir als Presserat im Übrigen auch mehr Arbeit. Der Trend ist, dass die Beschwerden über Berichterstattungen zunehmen.

Herr Tillmanns, vielen Dank für das Gespräch! ■



social media



like



Wozu noch von der Kanzel predigen?

Die Kirchen müssen sich an die Gewohnheiten von Mediennutzern anpassen, wenn sie Menschen mit der Botschaft des Evangeliums erreichen wollen. Das meint der katholische Theologe Wolfgang Beck. Im Interview erklärt er, was Prediger von YouTube-Stars und Fernsehwerbung lernen können. | DIE FRAGEN STELLTE JONATHAN STEINERT



pro: Warum sollten kirchliche Verkündiger von den Medien lernen?

Wolfgang Beck: Es gehört zu Fragen der kirchlichen Verkündigung immer dazu, zu fragen, auf welchen Wegen ich meine Zeitgenossen überhaupt erreiche, wenn ich ihnen die Botschaft des Evangeliums nahebringen will. Deshalb ist kirchliche Arbeit immer auch eine Medienfrage. Das Seh- und Wahrnehmungsverhalten der Zeitgenossen ist zum Beispiel geprägt davon, dass sie im Internet relativ kurze Texte lesen oder YouTube-Filme sehen. Was dort über vier Minuten hinausgeht, ist schon anspruchsvoll. Nun ist eine Predigt in der Regel länger. Das sprengt oft den Rahmen dessen, was immer mehr Zeitgenossen zu hören und zu sehen gewohnt sind. Da stellt sich die Frage, wie man diese neuen Tendenzen in die Gestaltung von Predigten hineinnehmen kann.

Also sind Sie für kürzere Predigten?

Ich bin ein Freund der katholischen Predigtlänge – acht Minuten sind schon lang, was die Aufmerksamkeit angeht. Es betrifft aber auch andere Formate, Referate und Vorträge etwa: Wenn sie länger sind, müssen sie so gestaltet sein, dass sie mit Aufmerksamkeitsdefiziten bei den Zuhörern rechnen.

Wo liegen Probleme der Kirchen, ge-

messen an medial geprägten Erwartungen?

Die Optik ist zum Beispiel ein Problem; sie bleibt beim Grad an Professionalität deutlich hinter nichtkirchlichen Angeboten zurück – von der Gestaltung von Printmedien im gemeindlichen Bereich, bis zur Gestaltung von Schaukästen, Kirchen- oder Versammlungsräumen. Die Predigten werden oftmals noch nach einem Ideal gestaltet, das bis in die Siebzigerjahre gängig war. Da würde ich mich für mehr narrative Elemente stark machen.

Was meinen Sie mit narrativen Elementen?

Man kann das gut mit Werbung vergleichen. Egal, ob Werbung für ein Auto, für Kaffee oder alle möglichen Konsumgüter: Da werden Geschichten erzählt, wie das Produkt das eigene Leben verändert hat. Sie bekommen immer weniger Sachinformationen über das Produkt selbst. Das ist auch im christlichen Bereich so: Wo verändert das, was ich sage und glaube, mein eigenes Leben? Davon gilt es zu erzählen – und das möglichst konkret. Die Konkretion ist der Ernstfall jeder Theologie. Da, wo sie nicht konkret wird, ist meist etwas faul.

Sie empfehlen in einem Aufsatz, auch in Anlehnung an YouTube-Stars, die

Person des Predigers mehr zu betonen. Warum?

Viele populäre YouTube-Kanäle laufen darauf hinaus, dass mir eine Person bestimmte Dinge nahebringt – von Schminktipp für Teenager über Lebensberatung bis zu einem Florian Mundt, der das Weltgeschehen kommentiert. Immer ist damit verbunden, dass ich denjenigen, dem ich zuhöre, auch ein bisschen kennenlernen, dass der etwas von sich und seinem privaten Leben preisgibt. Das erwarte ich auch von gottesdienstlichen Kontexten. Es ist wichtig, dass ich in der Predigt den Zuhörern Elemente anbiete, wo ich sage: „Hier lernt ihr mich, meine Lebenssituation, meine ganz konkreten Erfahrungen der letzten Woche kennen, indem ich meinen Glaubensfragen mit euch zusammen nachgehe.“ Das erhöht nicht nur die Glaubwürdigkeit. Es erhöht auch die Bereitschaft von Zuhörern, die Inhalte auf das eigene Leben zu übertragen. Dieser Zeugnisaspekt sollte in keiner Predigt fehlen. Wenn ein Prediger meint, er könne über Glaubensfragen neutral sprechen, wird die Predigt schnell auch ein Unglaubenszeugnis.

In den Sozialen Medien kommunizieren die Nutzer auf Augenhöhe: Jeder kann beliebig Inhalte veröffentlichen, nutzen oder darauf reagieren. Wie lässt

sich dieses Prinzip auf das Verhältnis zwischen Prediger und Gemeinde übertragen?

Die Predigt ist äußerlich erst einmal ein Monolog. Aber man kann eine Predigt auch dialogisch anlegen. Es ist immer möglich, ein Thema von verschiedenen Seiten aus zu beleuchten und auch denkbare Widersprüche und mögliche Kritik aufzugreifen. Ich kann nicht nur einen Zugang zu einem Thema absolut setzen und davon ausgehen, dass dem alle zustimmen werden. Es gehören aber auch äußere Aspekte dazu: Ich bin ein Vertreter der freien Predigt; dass also ein Prediger sich nicht hinter einem großen Pult versteckt und damit noch einmal Distanz schafft zur Gemeinde, sondern ihr räumlich entgegenkommt und sich ihr persönlich aussetzt, indem er frei predigt. Bis dahin, dass er nach dem Gottesdienst ansprechbar ist und Rückmeldungen bekommt zur Predigt.

Wenn man alles umsetzen wollte, müsste man vieles ändern in klassischen Gottesdiensten. Welche Rolle darf die Tradition noch spielen?

Natürlich ist damit manches in Frage gestellt an liturgischen Traditionen, wo diese eine Distanz aufbauen zwischen der Gottesdienstgemeinde und dem Liturgen. Es gibt zum Beispiel überhaupt kein liturgisches oder theologisches Argument, weshalb man nicht frei predigen sollte. Kanzeln gibt es, weil man sie früher aus akustischen Gründen in den Kirchen brauchte. Das spielt heute keine Rolle mehr. Entscheidend ist doch im Predigtgeschehen, dass wir das, was wir aus der Bibel hören, mit unserem Leben in Beziehung setzen. Alles, was dem dient, ist gut, alles, was dem im Weg steht, ist fragwürdig.

Freie Gemeinden gestalten ihre Gottesdienste häufiger so, wie Sie es empfehlen: keine Kanzel, keine liturgische Kleidung, dafür Beamer und Präsentationen. Haben sie die moderne Kommunikation besser verstanden?

Da kann ich Ihnen nicht zustimmen. Sie haben zwar keine so massiven liturgischen Traditionen, aber sie haben andere Verkrustungen. Ich finde zum Beispiel immer ganz erstaunlich, dass man zwar an einem kleinen, schlanken Pult steht, aber trotzdem die Predigt abliest. Die Predigten, die ich erlebt habe, waren auch oft sehr schematisch. Und alles, was als persönliches Glaubenszeugnis in den

großen biografischen Wendungen zu beobachten ist, ähnelt sich doch auffallend. Das erzeugt bei mir schnell eine Skepsis, ob da alles so authentisch ist. Dann ist da sicherlich auch die Hypothek, dass es eine große Erwartung an sehr lange Predigten gibt. Warum hält man dieses Ideal der überlangen Predigt aufrecht, wenn das im gesellschaftlichen Kontext so gut wie gar nicht mehr vorkommt? Da muss jede Konfession selbst schauen, wie sie mit diesen Fragen umgeht.

Ob die Theologie der Kirche relevant ist, entscheidet sich für Sie daran, wie präsent sie in den Medien ist, haben Sie einmal formuliert. Warum?

Medien prägen sehr stark öffentliche Kommunikation, sie sind ein Ort, wo sich die Gesellschaft mit aktuellen Fragen beschäftigt. Das heißt, das ist ein Ort, an dem es auch gilt, Theologie ins Gespräch zu bringen und aus theologischen und speziell christlichen Perspektiven Fragen aufzuwerfen und Diskussionen mitzubeeinflussen. In öffentlichen Diskussionen und Diskursen muss Theologie beweisen, dass sie überhaupt Relevanz hat. Daran zeigt sich, ob wir uns mit den richtigen Fragen des Glaubens beschäftigen. Die Medien sind dafür ein Gradmesser.

Also befürworten Sie eine öffentliche, politische Kirche?

Es gibt keinen christlichen Glauben, der nicht auch irgendwie politisch wäre, weil er das Leben betrifft – und alles, was das Leben betrifft, ist nun mal politisch. Eine Kritik, die mir häufig von besonders engagierten Christen nach der Sendung „Wort zum Sonntag“ begegnet, ist: „Sie haben gar nicht über Jesus gesprochen und so viel über Politik.“ Da muss ich sagen: Es gibt keinen christlichen Glauben ohne politische Bezüge. Wo jemand versucht, den Glauben und die Kirche auf spirituelle Fragestellungen zu reduzieren, sie freizumachen von politischen Themen, da konterkariert er, glaube ich, die Hinwendung Gottes in seinem Sohn Jesus Christus zu dieser Welt. Dass Gott Mensch geworden ist, ist doch nichts anderes als eine Hinwendung in konkrete gesellschaftliche Verhältnisse zu einer bestimmten Zeit. Daraus ergibt sich ein Auftrag für jeden Christen.

Wie bewerten Sie das „Wort zum Sonntag“ im Hinblick darauf, wie Kirche sich medial präsentiert?

Das „Wort zum Sonntag“ ist ein Dinosaurier in der Medienlandschaft – es ist nach

der Tagesschau die älteste Sendung im deutschen Fernsehen. Sie wirkt manchmal etwas antiquiert und wird gerne belächelt, weil da drei bis vier Minuten ein Einzelner spricht, was es im ganzen deutschen Fernsehen sonst nie gibt. Aber es erreicht eben viele Menschen, die kirchlicherseits anders nicht erreicht werden: Wir haben durchschnittlich eine Million Zuschauer samstagsabends. Das ist mehr als die meisten Pastoren in ihrem ganzen Leben haben. Deshalb wäre es dumm, das gering zu achten.

Sollten die Kirchen stärker in digitale Kommunikation und Social Media investieren?

Das würde ich mir wünschen. Es gibt ein paar Bischöfe, die das schon tun und wöchentlich mit YouTube-Videos aufwarten. Immerhin ist in kirchenleitender Funktion verstanden worden, dass solche neuen Formate wichtig sind. Ich würde mir wünschen, dass das noch mehr dialogisch gestaltet wird; dass sich nicht nur Amtsträger hinstellen und ihre Message in die Welt hinausgeben, sondern Zuhörer dazu einladen, mit ihnen zu diskutieren. Man hat in den Sozialen Medien immer die Möglichkeit, sich zu beteiligen und seine Meinung kundzutun. Auf diese Logik müssten sich die Kirchen stärker einlassen. Aber es fällt ihnen konfessionsübergreifend schwer, sich nicht nur als Verkündiger zu verstehen.

Vielen Dank für das Gespräch! ■



Foto: Christian Klenk

Wolfgang Beck, geboren 1974, ist Junior-Professor für Pastoraltheologie und Homiletik an der Philosophisch-Theologischen Hochschule St. Georgen in Frankfurt/M. Dort leitet er auch das Studienprogramm „Medien“. Zuvor war er als Priester in Hannover tätig. Seit 2011 ist er einer der Sprecher des „Wortes zum Sonntag“.



Die Bundesregierung will Hassrede und Fake News im Internet mit einem drastischen Gesetz bekämpfen. Die Meinungsfreiheit könnte dabei zum Kollateralschaden werden. | VON MORITZ BRECKNER

Am 14. April war der Facebook-Account des Journalisten und Regisseurs Imad Karim plötzlich gelöscht. Das Profil des libanesisch-deutschen Religionskritikers mit fast 5.000 Freunden und 139 Gruppen war ohne Begründung aus dem sozialen Netzwerk verschwunden. Es folgte lauter öffentlicher Protest, unter anderem vom Magazin Cicero, für das Karim als Autor tätig ist. Zwei Tage später schaltete Facebook das Profil ebenso kommentarlos wieder frei.

Facebook hüllt sich fast immer in Schweigen, wenn es um das Löschen von Inhalten und Sperren von Profilen geht. Journalisten und Experten für Netzpolitik vermuten, dass Facebook im Fall Karim die oft islamkritischen Kommentare des Autors zum Anlass genommen hat, sein Profil abzuschalten. Nutzer, die nichts Rechtswidriges posten, aber dennoch gesperrt werden, könnte es künftig häufiger geben – als Kollateralschaden des „Netzwerkdurchsetzungsgesetzes“. Der Entwurf des Gesetzes von Bundesjustizminister Heiko Maas (SPD) wurde Anfang April vom Kabinett verabschiedet und am 19. Mai in erster Lesung in den Bundestag eingebracht. „Hass im Netz ist der wahre Feind der Meinungsfreiheit“, sagte der SPD-Politiker in der Debatte. „Die gängige Praxis zeigt: Es wird nicht zu viel gelöscht, sondern leider viel zu wenig gelöscht.“

Kritik regte sich vom Koalitionspartner CDU, aber auch von Grünen und Linken. „Wir müssen die großen Anbieter hart in die Pflicht nehmen, dürfen sie aber nicht in eine Richterrolle pressen“, sagte etwa der Grünen-Fraktionsvize, Konstantin von Notz, und warnte vor einem „schleichenden Zensureffekt“.

Was das Gesetz besagt

Das Gesetz verpflichtet soziale Netzwerke, regelmäßig einen deutschsprachigen Bericht über den Umgang mit Beschwerden über ungesetzliche Inhalte auf ihren Plattformen zu veröffentlichen. Zudem sollen sie solche Beschwerden zur Kenntnis nehmen und überprüfen. So weit, so gut. Aber: Das Gesetz sieht auch vor, dass „offensichtlich rechtswidrige“ Inhalte innerhalb von 24 Stunden nach der Beschwerde und „rechtswidrige“ Inhalte sieben Tage nach der Beschwerde gelöscht werden müssen. Im Klartext heißt das: Die Mitarbeiter eines Netzwerks wie Facebook müssen beurteilen, was erlaubt ist und was nicht – bislang ist diese Aufgabe Richtern vorbehalten.

Warnung vor den Folgen

Facebook lehnte Maas' Gesetzesentwurf Ende Mai ab. „Der Gesetzesentwurf ist unvereinbar mit dem Europarecht, wirft datenschutzrechtliche wie rechtsstaatliche Bedenken auf und missachtet die Gesetzgebungskompetenz der Länder“, teilte der Konzern mit. Darüber hinaus hat sich ein breites Bündnis von Kritikern des Entwurfs formiert. Der Deutsche Journalisten-

Verband veröffentlichte eine „Deklaration für die Meinungsfreiheit“, in der es unter anderem heißt: „Internetdiensteanbietern kommt bei der Bekämpfung rechtswidriger Inhalte eine wichtige Rolle zu, indem sie diese löschen bzw. sperren. Sie sollten jedoch nicht mit der staatlichen Aufgabe betraut werden, Entscheidungen über die Rechtmäßigkeit von Inhalten zu treffen.“ Die Meinungsfreiheit jedes Einzelnen und die Informationsfreiheit aller dürfe nicht darunter leiden, dass gegen rechtswidrige oder strafbare Inhalte vorgegangen wird. Es hätte „katastrophale Folgen für die Meinungsfreiheit“, wenn bei Inhalten, deren Gesetzmäßigkeit nicht schnell oder eindeutig festgestellt werden könne, das Motto gelte: „Im Zweifel löschen/sperren“. Der Verband der Deutschen Zeitschriftenverleger (VDZ) sieht den Gesetzesentwurf ebenfalls kritisch. Facebook werde dadurch zum „größten Zensor“ gemacht. Der Geschäftsführer des Bundesverbands Informationswirtschaft, Telekommunikation und neue Medien (Bitkom), Bernhard Rohleder, befürchtet eine „Löschorgie“, die auch viele Inhalte betreffe, die nicht rechtswidrig seien. „Beleidigungen und Verleumdungen werden in den Geltungsbereich des Gesetzes einbezogen. Gerade diese beiden Begriffe sind extrem unbestimmt und beschäftigen die Gerichte immer wieder intensiv“, ließ Rohleder verlautbaren. Der Streit um das Erdogan-Gedicht des Komikers Jan Böhmmermann habe vor Augen geführt, wie schwierig es sei, einen Inhalt als Beleidigung oder Verleumdung einzuordnen. „Wie sollen private Unternehmen innerhalb kurzer Zeit Entscheidungen treffen, die selbst Gerichten nach langwieriger und sehr sorgfältiger Prüfung nur mit Mühe gelingen und die trotzdem umstritten bleiben?“ Der Journalist Harald Martenstein nennt den Gesetzesentwurf im Berliner Tagesspiegel sogar „Erdoganismus in Reinkultur“ und äußert sich besorgt über die politische Debatte dazu: „Renate Künast von den Grünen ist sogar das noch zu wenig Diktatur. Sie will ‚Diskriminierung‘ aus dem Netz löschen lassen, und zwar ausdrücklich auch solche, die ‚noch nicht strafbar‘ ist.“

„Es reicht, geltendes Recht anzuwenden“

Der Hamburger Rechtsanwalt Joachim Nikolaus Steinhöfel beobachtet die Debatte rund um das „Anti-Hass-Gesetz“ genau – wie auch die Löschpraxis von Facebook. 2016 gründete er eine „Wall of Shame“, auf der er Fälle von Sperrungen und Löschungen dokumentiert. Dass gegen Hass im Netz etwas getan werden muss, leuchtet ihm ein, aber: „Es genügt, geltendes Recht anzuwenden, da Beleidigungen und Verleumdungen bereits verboten sind.“ Steinhöfel hat einen eigenen Gesetzesentwurf zum Thema im Internet veröffentlicht, der auch Schadenersatz für Nutzer vorsieht, deren Profile zu Unrecht gesperrt wurden. Seine wichtigste Forderung: „Für die sozialen Netzwerke muss es in Deutschland einen Ansprechpartner geben, gegen den man zur Not klagen kann. Es kann nicht sein, dass Nutzer dann im Ausland klagen müssen.“ Hinter dem Drängen von Justizminister Maas auf schnelleres Löschen vermutet Steinhöfel politisches Kalkül: „Studien belegen, dass Menschen mit einer von der Mehrheit abweichenden Meinung öfter schweigen, wenn sie von staatlicher Kontrolle wissen“, erklärt er.

Ob das Gesetz noch in dieser Legislaturperiode verabschiedet wird, ist fraglich – mehrere Fraktionen haben Nachbesserungen gefordert. ■

Im Wahlkampf sind plötzlich alle für die Familie

Der Bundestagswahlkampf hat begonnen und die politischen Parteien entdecken etwas wieder, was sie häufig arg vernachlässigten: die Familie. Immerhin wird sie wieder hoch geschätzt. | VON WOLFRAM WEIMER



Die Parteien haben die Familien als Wahlkampfthema entdeckt. SPD-Kanzlerkandidat Martin Schulz verspricht kostenlose Bildung, CSU-Chef Horst Seehofer kündigte Zuschüsse für alles vom Kinderwagen bis zu Windeln an, obendrein ein sogenanntes Familien-/Kindersplitting mit höheren Steuerfreibeträgen für jedes Kind. Die CDU will Familien mit Kindern steuerlich entlasten, die Vereinbarkeit von Familie und Beruf erhöhen und Kindern aus bildungsfernen Schichten bessere Aufstiegschancen ermöglichen. Auch Grüne und Linke wollen die Familienpolitik zum Wahlkampf-schlager machen. Die Grünen wollen zwölf Milliarden Euro verteilen, darunter zum Beispiel einen Kindergeld-Bonus für Eltern mit niedrigeren Einkommen und für Alleinerziehende. Die Linke fordert eine Kindergrundsicherung, die AfD will die Geburtenrate mit einem „Baby-Begrüßungsgeld“ erhöhen. Alle bieten mehr Geld, weniger Arbeit für die Eltern, kostenlose Kinderbetreuung – sogar ein „Baukindergeld“ ist im Gespräch.

Rund acht Millionen Familien mit minderjährigen Kindern leben in Deutschland, das sind Millionen potenzielle Stimmen für die Parteien im Jahr der Bundestagswahl. Vorbei die Zeiten, als das Thema noch als „Gedöns“ (Gerhard Schröder) abgetan wurde.

Nun kann man sich ärgern, dass die Familien den Parteien immer erst vor Wahlen einfallen, sie ansonsten aber ziemlich alleine gelassen werden mit ihren Sorgen – vor allem aber nie das Leitbild von Gesellschaftspolitik sind. Um alle möglichen Randgruppen wird sich demonstrativ gekümmert, die Familien aber tragen die Last der Gesellschaft häufig bis zur Erschöpfung.

Man kann sich aber auch freuen, dass endlich ein Paradigmenwechsel eintritt. Denn tatsächlich wird Familie heute – auch in der Politik – wieder mehr beachtet und geschätzt. Insbesondere für Christen ist das eine gute Nachricht. Für den Christen ist die Familie „das Erste, das der Mensch im Leben vorfindet, das Letzte, wonach er die Hand ausstreckt, das

Kostbarste, was er im Leben besitzt“. Die Sentenz von Adolph Kolping beschreibt den überragenden Wert, den wertgebundene Menschen der Familie beimesen. Radikale Modernisierer und Linke des 20. Jahrhunderts haben die Familie kritisch hinterfragt, dekonstruiert, als Unterdrückungs-, Entfremdungsstruktur oder als Leitbild der bürgerlichen Gesellschaft bekämpft.

Doch nun kann es die Generation der Achtundsechziger kaum fassen: Sie hatten zeitlebens Familienkritik betrieben, auf Emanzipation und Distanz gesetzt. „Antiautorität“ war das Schlagwort seit den sechziger Jahren, und eine ewige Pubertät wurde proklamiert. Familie sei ein Hort der latenten Repression, dagegen brauche die Jugend „Kritikfähigkeit“, „Selbstbestimmung“, „Ich-Stärke“.

Jugendliche schätzen Familien

Nun passiert freilich das glatte Gegenteil. Die neue Jugend wendet sich – das zeigen alle Meinungsumfragen zu die-

ist ein Vorbote dafür, woran sich Politik künftig orientieren sollte.

Schließlich ist die Familie kein soziales Konstrukt oder eine Zufälligkeit der bürgerlichen Gesellschaft. Der Mensch sucht und findet in der Familie Liebe, Geborgenheit, Glück, Grundvertrauen und gegenseitige Hilfe. Zugleich sieht er die Familie als Garanten für die Weitergabe von Grundwerten und für den Zusammenhalt der Gesellschaft von Generation zu Generation. Die Familie kann dabei natürlich vielfältige Gesichter und Formationen haben. Doch wie bunt Familie auch sein kann, sie ist immer ein Vaterland des Herzens. Selbst, wenn sie räumlich getrennt sind, halten Familienmitglieder zusammen und übernehmen gegenseitige Verantwortung und Fürsorge. Das Vertrauen, sich auf den Mitmenschen und seine Fürsorge verlassen zu können, aber auch die Vermittlung von Durchsetzungskraft und Teamfähigkeit sind für eine vitale und solidarische Gesellschaft unersetzlich. Die Familie ist das fundamentale Band zwischen den Menschen, auf das Nation und Staat aufbauen können. Politik und Sozialstaat können die familiären Bindungen und die menschliche Fürsorge weder ersetzen noch schaffen. „Die Familie ist die älteste aller Gemeinschaften und die einzige natürliche“ (Jean-Jacques Rousseau). ■

Wer in der Familie Liebe spürt, der fühlt sich im Leben getragen und beschützt

Foto: Geber86/istockphoto

sem Thema – in der Familienfrage massiv konservativen Werten zu. Wir-Stärke statt Ich-Stärke ist angesagt. Damit sind nicht nur die Ideologen der Kritischen Theorie widerlegt. Auch alle Kulturpessimisten und Zerfallspropheten dürften staunen. Denn trotz hoher Scheidungsraten, Patchwork-Familien und schwerer Belastungen durch die moderne Arbeitswelt ist die Familie stark wie nie.

Das vierte Gebot trägt gewissermaßen einen Sieg davon: Christen wussten schon immer, dass das Ehren der Familie und der Eltern nicht einfach Gehorsam bedeutet. Vielmehr ist das Gebot ein Wegweiser hin zur Liebe, der uns zeigt, wie unser Leben gelingen soll. Das hebräische Wort für „ehren“ kommt aus der Wortfamilie „schwer sein“, „eine Last sein“ und „tragen“. Wenn man sich ehrt, trägt man sich gegenseitig durchs Leben. Das Schwere wird ein Reichtum. Und wer in der Familie Liebe spürt, der fühlt sich im Leben getragen und beschützt. Die Renaissance von Elternliebe und Familienorientierung bei der Jugend

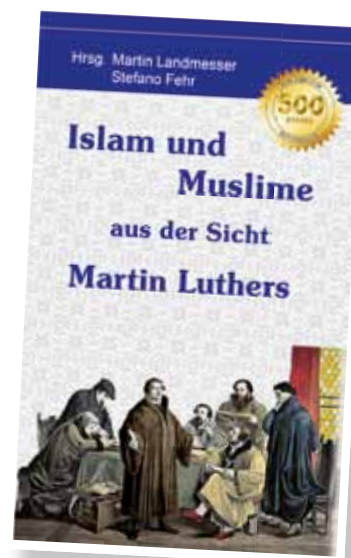
Foto: Markus Hurek



Dr. Wolfram Weimer, geboren 1964, ist Verleger, mehrfach ausgezeichneter Publizist und einer der wichtigsten Kommentatoren des Zeitgeschehens. Er ist Gründungsherausgeber des Polit-Magazins Cicero und war unter anderem Chefredakteur des Magazins Focus. In seinem Verlag Weimer Media Group erscheinen zahlreiche Wirtschaftsmedien, so der Wirtschaftskurier und The European.

Das Buch

zu: **500 Jahre**
Reformation



Martin Luther war einer der besten Kenner des Islam und der erste christliche Theologe in Europa, der das „gemeine Volk“ in einer **verständlichen Sprache** über die Muslime und ihren Glauben aufgeklärt hat.

Martin Luther ging es nicht um eine billige Polemik, sondern um eine **sachliche und biblisch begründete Analyse des Islam**.

Die scharfsinnigen Urteile des Reformators über das Wesen des Islam sind **heute wertvoller und aktueller denn je**.

ISBN-Nr.: 978-3-9812279-8-7

Bestellbar:

SCM Shop im ICMedienhaus
GmbH & Co KG
Max-Eyth-Straße 41
D-71088 Holzgerlingen
Telefon: +49 (0) 7031 74 14 - 0
E-Mail: info@scm-shop.de

€ 9,95 zzgl. Versandkosten

„Es fühlt sich an wie eine Amputation ohne Betäubung“

Irmgard Grunwald hat ALS. Die unheilbare Krankheit Amyotrophe Lateralsklerose greift das motorische Nervensystem an. Dabei werden die Muskeln mit der Zeit schwächer und erschlaffen irgendwann ganz. Beim Atmen hilft Grunwald eine Maschine. Trotzdem ist sie voller Hoffnung. | VON JOHANNES WEIL

Das Beatmungsgerät zischt. Irmgard Grunwald ist mit Wolldecken zugedeckt, weil sie sehr leicht friert. Sie sitzt in ihrem Rollstuhl. Die 58-Jährige ist in einem kleinen Reitenhaus in Pulheim in der Nähe von Leverkusen zu Hause. Grunwald hat ALS.

Um auf die Krankheit aufmerksam zu machen, hatten sich vor drei Jahren Menschen auf der ganzen Welt einen Eimer mit kaltem Wasser über den Kopf geschüttet. „Ich fand die Idee ganz originell. Wenn ich nicht so ein bekennender Warmduscher wäre, hätte ich glatt mitgemacht“, schmunzelt Grunwald. Mit dem Erlös der „Ice-Bucket-Challenge“ konnten 1,6 Millionen Euro in die ALS-Forschung investiert werden.

Trotz der fiesen Krankheit verbreitet Grunwald Hoffnung: Früher hat sie Vorträge in Gemeinden zu Glaubensthemen gehalten, heute kann sie aufgrund der fortgeschrittenen Krankheit nur noch schreiben. Viele der Fragen, die pro an sie hatte, hat Grunwald vor einem persönlichen Treffen mit den Redakteuren schriftlich beantwortet. Längere Gespräche strengen sie enorm an. Ihr Mann übersetzt die „gehauchten“ Wörter.

Spezialistin für Krankheit, Leid und Tod

Nach einer ALS-Diagnose haben Patienten durchschnittlich eine Lebenserwartung von drei Jahren. Fünf Prozent leben länger als zehn Jahre. Grunwalds Diagnose liegt nun schon 16 Jahre zurück. Seither verlieren alle ihre Muskeln ständig an Kraft. Anfangs waren dies kleine Einschnitte. „Es ging damit los, dass



Früher verbrachte die 58-Jährige viel Zeit in der Natur und ritt gerne mit dem Pferd aus.

ich die Pausenbrote meiner Kinder nicht mehr schmieren konnte, weil mir die Kraft in den Muskeln fehlte.“ Die Krankheit schreitet unaufhaltsam voran. Bis zu der Diagnose war Grunwald eine aktive Frau. Sie war gerne mit dem Pferd in der Natur unterwegs. Sie unterstützte die Gemeinde in der Kinder- und Jugendarbeit oder bei redaktionellen Aufgaben. Darüber hinaus organisierte sie die Familie. Gemeinsam mit ihrem Mann Martin hat sie vier Kinder. Hinzu kommen noch einige Pflegekinder, die im Lauf der Jahre bei der Familie lebten.

Eines davon erkennt die Grunwalds als seine Eltern an.

Eine weitere Leidenschaft von Irmgard Grunwald ist das Schreiben. Schon als Schülerin verfasste sie ihre ersten Gedichte und Kurzgeschichten. Die Geschichten wurden länger und sie machte ihre Leidenschaft zum Beruf. Bis heute schreibt und übersetzt sie Bücher. Auch dabei ist sie auf Hilfe angewiesen. Ihr Mann klebt ihr einen Klebepunkt auf die Stirn. Damit kann sie über eine Kamera die Tastatur steuern und arbeitet sich mühsam Wort für Wort und Seite für Seite voran. Auch ihre Krankheit hat sie in den Büchern zum Thema gemacht: „Es ist fast so, als hätte mir Gott ein Thema vorgeben. Von selbst wäre ich wohl kaum zur Spezialistin für Krankheit, Leid und Tod geworden.“ Klar, würde sich Grunwald wünschen, ohne Beeinträchtigungen atmen, sprechen und schlucken zu können. Aber sie hat noch ein ganz anderes Ziel im Blick – irgendwann ohne Schmerzen bei Gott zu sein: „Ich wünsche mir sehr, dieses Ziel möglichst bald zu erreichen.“ Sie zieht ihre Hoffnung aus der absoluten Gewissheit, dass das Leben hier auf der Erde nicht

Anders als früher ist Irmgard Grunwald heute bei den kleinsten Alltagssituationen auf Hilfe angewiesen. Ihr Mann Martin hilft ihr dabei.



ewig dauert. „Danach beginnt erst das richtige Abenteuer.“ Bis dahin möchte sie noch viele Ideen umsetzen. Und alles, was sie hier nicht mehr schafft, möchte sie im Himmel fertig schreiben.

Grunwald hätte vermutlich genügend Gründe, Gott in Frage zu stellen. Aber das ist nicht ihre Sache. Ihr festes Fundament hat sie im christlichen Glauben gefunden. Sie nennt einige biblische Personen, die Gottes Handeln mit sich zu hart finden könnten. „Aber wirklich verzweifeln kann nur, wer gar keine Hoffnung hat“, sagt sie.

Sie findet es grauenhaft, ihren eigenen körperlichen Verfall mit anzusehen. Trotzdem hat sie an Gottes Liebe und seiner Existenz in den vergangenen 27 Jahren, seit sie Christin ist, nie gezweifelt. „Gott hat ein Ziel bei allem, was er tut.“ Sie fragt nicht danach, was Gott ihr zumutet, sondern was er ihr zutraut: „Ich kann die Krankheit als Herausforderung annehmen und versuchen, diese Aufgabe, die Gott mir stellt, so gut wie möglich zu lösen!“

Mit dem fortschreitenden Krankheitsverlauf hat die Autorin immer mehr Selbstbestimmung und Intimsphäre verloren: „Das tut sehr weh.“ Für nahezu alles braucht sie menschliche oder technische Hilfe. „Ich fühle mich wie ein Kopf mit angehängtem Sandsack. Der Kopf funktioniert. Der Rest des Körpers ist ein Totalschaden.“ Mit den Jahren ist auch die mündliche Kommunikation immer schwieriger geworden.

Ostern für Mutige

Natürlich möchte sie niemandem zur Last fallen. Aber sie weiß auch, dass es unvermeidbar ist. Das beginnt beim Aufstehen und endet mit dem Zubettgehen. Vor allem für ihre Kinder war die Diagnose eine schwere Herausforderung. Das jüngste Kind war damals acht Jahre alt, das älteste 15. „Alle haben sich intensiv mit Gott beschäftigt und sind zu einer sturmerprobten Beziehung zu ihm herangereift“, ergänzt Ehemann Martin. Grunwald selbst hat trotz ihrer Krankheit noch die Pflegekräfte oder andere ALS-Patienten im Blick. Möglichst alle sollen

pro VIDEO



Film zum Artikel online:
bit.ly/irmgard-grunwald

Gott kennenlernen, bei zwei Pflegekräften hat es geklappt. Für die Autorin ist die Krankheit eine Chance, ihren Glauben unter schwierigen Bedingungen zu erproben. Sie ist davon überzeugt, dass Gott auch heute noch Wunder tut. Sie selbst wartet aber nicht sehnsüchtig darauf, geheilt zu werden.

Als schmerzhaft empfindet sie, dass sich die Krankheit so lange hinzieht: „Manchmal fühlt es sich an wie eine Amputation ohne Betäubung.“ Sie setzt die „kranken“ Jahre hier auf der Erde in Relation zu der Zeit, die sie bald bei Gott verbringen darf. Als Sinn und Ziel des Lebens sieht sie nicht ihr jetziges Wohlergehen, sondern die Perspektive über ihr jetziges Leben hinaus

„Je intensiver ich Gott kennenlerne, umso deutlicher wird mir seine absolute Souveränität. Kein einziger Mensch hat irgendwelche Ansprüche Gott gegenüber“, ist Grunwald überzeugt. Mit dieser Überzeugung zieht sie sich dann – mit Hilfe – in ihr Zimmer zurück, um an ihren Büchern weiterzuarbeiten.

Ihr aktuelles Projekt trägt den Arbeitstitel „Ostern für Mutige“. Verschiedene Bibelarbeiten zur Passionsgeschichte sind eingebettet in einen Rahmenroman mit Bezug zu Ostern. Grunwald ist froh, dass viele Leser Hilfe in ihren Texten und Büchern finden.

Mit der fortschreitenden Krankheit wurde jeder Lebensbereich neu durchdacht. Das Haus haben die Grunwalds vor etwa zehn Jahren umgebaut. Ein Durchbruch in den zweiten Stock macht es barrierefrei. Viele medizinische Hilfsmittel erweitern den Alltag. Pflegekräfte ersetzen Arme und Beine. Eine wirkliche Privatsphäre hat Grunwald nicht mehr. Aufstehen, anziehen und frühstücken können bis zu drei Stunden dauern. Seit drei Jahren kann sie den Gottesdienst ihrer Baptistengemeinde in Neuss nicht mehr besuchen. Für Grunwald war das ein herber Einschnitt.

Bei Gott ausheulen

Grunwald weiß, dass die Menschen verunsichert sind, wenn sie ihr begegnen. Als sie noch mit ihrem Mann einkaufen gehen konnte, sei ein Kind schreiend zu seiner Mutter gerannt und habe gerufen: „Ich habe ein Monster gesehen!“ Die Grunwalds nehmen das mit einem Schmunzeln hin. Auch mit den anderen Einschränkungen haben sie sich arrangiert. Ihr Mann macht klar, dass ganz andere Dinge im Leben wichtig werden: „Über Urlaub müssen wir uns nicht monatelang Gedanken machen. Und jeden Morgen, an dem ich wach werde und das Atemgerät läuft, kann ein guter Tag werden“, sagt er.

Grunwald ist froh über die Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft, die sie in allen Jahren erfahren hat: vor allem aus der Gemeinde. Aber darüber hinaus habe ihre Krankheit viel Segen zu anderen strömen lassen: „Diese Erkenntnis macht für mich das scheinbar Unerträgliche erträglicher.“ Deswegen genießt sie die Zeit mit ihrer Familie und mit anderen Menschen. „Aber richtig ausheulen kann ich mich bei meinem Herrn und Gott.“ ■



Im Reformationsrausch

Seit Mai ist die Stadt Wittenberg nicht mehr dieselbe. 25 Millionen Euro hat der Umbau des bedächtigen Ortes anlässlich des Reformationsjubiläums gekostet, nun soll er Touristen aus aller Welt anziehen. pro hat die Weltausstellung der Protestanten besucht und zwischen Jahrmarkttrubel, Kunst und Gesellschaftskritik nach Martin Luther gesucht. | **VON ANNA LUTZ**

Etwas stimmt nicht in Wittenberg dieser Tage. Am stadtbekannten Schwanenteich, gleich am Rande des Stadtzentrums, ist ein Unglück geschehen. Statt weißem Federvieh treiben rund ein Dutzend Bootswracks im Gewässer. Wie Skelette liegen die schlichten Konstrukte aus geflochtener Weide und Holzlamellen in der Sonne. Nichts bewegt sich auf der Wasseroberfläche, am Ufer putzt eine Ente gemütlich ihr Gefieder. Ein paar Fußgänger tauchen am Rand des Teichs auf. Der eine knipst die untergegangenen und schief im Wasser liegenden Boote. „Hier drüben ist die Sicht besser. Unter der Trauerweide“, sagt er zu seiner Begleitung. Noch ein paar Fotos, dann wandern die beiden weiter und lassen den Unglücksschauplatz hinter sich.

Tatsächlich ist in Wittenberg niemand im Schwanenteich ertrunken, noch nicht mal ein Boot ist gekentert. Als ein Mahnmal für die tausenden im Mittelmeer ertrunkenen Flüchtlinge haben Studenten der Fachhochschule Salzburg die Holzbauten ins Wasser gebracht. Sie sind Teil der Weltausstellung Reformation und gehören zum sogenannten Torraum „Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung“. Sieben solcher Räume sind anlässlich des 500-jährigen Reformationsjubiläums in Wittenberg zu sehen. Torräume heißen die Themenbereiche deshalb, weil sie entlang des Stadtwalls angeordnet sind und so wie Tore jeweils den Zugang zu Wittenberg ermöglichen. Acht Kunstinstallationen sollen den Besuchern innerhalb der Torräume verschiedene Themen näherbringen, die die Relevanz der Lehre Martin Luthers in der Gegenwart verdeutlichen. 25 Millionen Euro hat sich der Verein „Reformation 2017“, bestehend aus evangelischen Kirchen und nahestehenden Organisa-

tionen, den Umbau des Ortes zum Lutherland kosten lassen, finanziert zu je einem Drittel aus staatlichen und kirchlichen Mitteln sowie durch Sponsorengelder. 500.000 Besucher erwarten die Veranstalter in den 16 Wochen der Weltausstellung bis zum 10. September. Geplant sind 2.000 Veranstaltungen, zum Programm gehören zahlreiche Konzerte und Gottesdienste sowie eine Kunstaussstellung mit internationalen Größen wie Ai Weiwei oder Jonathan Meese. Mehr geht nicht.

Eine 30 Meter hohe Bibel

Besuchern wird das schon klar, wenn sie den Bahnhof der Lutherstadt erreichen. Auf der ortsabgewandten Seite stehen am Eröffnungstag noch Bagger, Überbleibsel von den monatelangen umfangreichen Umbaumaßnahmen im ganzen Stadtgebiet. Nicht umsonst unterließ es Oberbürgermeister Torsten Zuehlhör bei keinem Pressetermin, die Geduld der Anwohner zu loben. Wittenberg vor dem Reformationsjubiläum war ein verschlafenes Örtchen mit 50.000 Einwohnern, in das sich ab und an Touristen verirrt, um die Schlosskirche mit der Tür, an die Luther einst seine Thesen geschlagen haben soll, zu begutachten. Wittenberg heute musste allein am Kirchentagswochenende 200.000 Besucher in wenigen Stunden aushalten. Am Bahnhofsausgang erhebt sich seit Kurzem eine 30 Meter hohe Lutherbibel. Das Stahlgerüst, umgeben von einer Plane, die den Anschein einer überdimensionalen Heiligen Schrift erweckt, ist begehbar. Von oben blicken Besucher auf die instandgesetzte Stadt. „Willkommen“ ist der Titel dieses Torraums. Wer die 162 Stufen des Turms besteigt, soll den Weg durch die Weltausstel-



Szenen aus Wittenberg:
Von Flüchtlingsbooten
bis Segensrobotern

Fotos: pro/Anna Lutz

lung mit einem Perspektivwechsel beginnen. Beim Aufstieg leiten an der Treppe angebrachte Zitate den Gast, etwa auf Höhe von Stufe 108: „Die Bibel ist meine Kraftquelle“. Möglicherweise eine notwendige Motivation bei sommerlichen Temperaturen. Reformationsbotschafterin Margot Käßmann hat im Vorfeld immer wieder erklärt, die riesige Bibel solle klarmachen, um was es den Veranstaltern eigentlich gehe. Einige Meter weiter, auf dem Weg in die Stadt, gibt es an einem Straßenstand Luther-T-Shirts zu kaufen.

Im schon seit vergangenem Jahr geöffneten Asisi-Panorama erleben Besucher Wittenberg vor 500 Jahren. Ein 360-Grad-Bild und eine Geräuschkulisse inklusive Pferdegetrappel, Marktgesprächen und Feuergeknister schaffen die perfekte Illusion. Der Blick auf die Schlosskirche zeigt einen Mönch, vielleicht Luther selbst, der Flugblätter verteilt. „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ steht darauf. Gleich hinter dem Mann in schwarzer Kutte ruft ein katholischer Priester die Massen zum Gottesdienst. Auf dem Marktplatz verkaufen katholische Geistliche Ablassbriefe, nebenan diskutiert ein Lutheraner mit Käufern über die Gnade Gottes. So könnte es sich angefühlt haben, als Luther tatsächlich innerhalb der Stadttore wandelte, seine Lehre entwickelte, druckte und damit eine Revolution auslöste.

Segen von Roboterhand

Bei der Weltausstellung sind auch die Landeskirchen mit eigenen Ständen, Zelten und Installationen vertreten. Gleich neben einer „Lichtkirche“ der Hessen-Nassauer wartet ein ungewöhnlich anmutender Segen auf die Besucher. Weitergegeben wird

der nämlich nicht von Menschenhand. Wer den Segensroboter „Bless U 2“ – weiße Farbe, etwa zwei Meter groß, vertrauenswürdige Augen, leuchtende Hände – bedient, kann zwischen einer weiblichen und männlichen Stimme wählen. Er darf sich per Knopfdruck aussuchen, ob er etwa einen traditionellen Segen wünscht und ob er das Ganze auch schriftlich haben möchte. „Warum fühlt es sich für Sie seltsam an, von einem Roboter gesegnet zu werden?“, fragt einer der Aussteller eine Reporterin, die das Geschehen mit der Kamera gefilmt hat. „Wenn Sie über diese Frage nachsinnen, ist unser Ziel schon erreicht“, erklärt er den Zweck der eigenwilligen Installation.

Einer der umfassendsten Torräume auf dem Gelände ist der zum Thema „Ökumene und Religion“. Fünf Glaubensfeste der Weltreligionen sollen hier gefeiert werden, erklären die Veranstalter: Christentum, Islam, Judentum, Buddhismus und Hinduismus sind vertreten. Das alles geschieht im „Luthergarten“. Hier pflanzen Vertreter von Kirchen weltweit Bäume, die als lebendiges Denkmal an den Reformator erinnern sollen. Der Blick gen Himmel zeigt durchsichtige Röhren, die an Netzen im Blätterwald hängen und im Dunkeln bunt leuchten. Hier sollen Gäste Wunschzettel einbringen. Die vielleicht umstrittenste Einrichtung dieser Weltausstellung findet sich gleich nebenan in Form eines Riesenrads, in dem Seelsorger sich um jene kümmern wollen, die die Stille und das Gespräch dem jahrmärktähnlichen Trubel der Stadt vorziehen. Dabei erinnert das Fahrgeschäft selbst an Kirmes. „Zwischen Himmel und Erde“ steht zwar in der Mitte des roten Rades. Ansonsten besagt eine Leuchtschrift über dem Tickethäuschen, dass dieses Riesenrad zu mieten sei. Wer nicht schon vorher weiß, dass es hier darum gehen soll, sich in Lebensfragen beraten zu lassen oder einfach nur das Herz auszuschütten, der wird wohl eher einsteigen, um die Aussicht zu genießen. Die immerhin lohnt sich.

Taufe erleben

Ein Besucher auf dem Marktplatz hat scheinbar genug von Ökumene und abstrakter Kunst. Wie als Protest gegen den Abstrahierungsgrad vieler Installationen und das Feiern nichtchristlicher Glaubensfeste im Namen Luthers trägt er zwei Schilder vor Bauch und Rücken: „Jesus Christus starb für Gottlose“, steht darauf. „Kehre um“ ist auf einem orangefarbenen Flyer zu lesen, den er Vorbeilaufenden in die Hand drückt. Dezent verpackt diese Botschaft die Hannoversche Landeskirche in ihrem „Erlebnisraum Taufe“. Wer eintritt, erlebt einen in blau getauchten stillen Raum, Langflor-Teppich umschmeichelt die vom vielen Laufen strapazierten Füße, Bibelverse an den Wänden weisen aufs Thema hin. Nach einem kurzen Willkommen geht es weiter in einen kleinen Kinosaal mit Kissen und 180-Grad-Bildschirm. Ein Film beginnt, er zeigt zerbrochene Steinmenschen, Wasserfluten und die Verwandlung des Einzelnen in Lichtpunkte, die den Himmel streben. Wer nun denkt, das könne so auch bei Scientology gezeigt werden, hat das Ende der Vorstellung nicht erlebt. Die nämlich ist äußerst persönlich: In einem Nebenraum, durch den der Besucher das Gebäude wieder verlässt, wartet ein Geistlicher an einem steinernen Becken. „Sind Sie getauft?“, fragt er. „Ja“, die Antwort. „Möchten Sie Ihr Bekenntnis erneuern?“ „Ja.“ Er zeichnet ein unsichtbares Kreuz mit Wasser aus dem Becken auf den Handrücken des Gastes und spricht einen Segen. Auch das ist Reformation. ■

500 JAHRE
REFORMATION

BILDUNGSEREIGNIS REFORMATION

Das Bildungswesen in Deutschland verdankt der Reformation wesentliche Impulse. Martin Luther und Philipp Melanchthon wollten, dass in Schulen alle Menschen in die Lage versetzt werden, die Heilige Schrift selber zu lesen und zu verstehen. Das Bildungsmonopol von Kirche und Adel begann zu zerbröckeln. | VON NORBERT SCHÄFER



Fotos: © Deutsches Dokumentationszentrum für Kunstgeschichte – Bildarchiv Foto Marburg

Im Mittelalter hatte nur eine sehr kleine Bevölkerungsschicht Zugang zu Bildung. Vor allem Adelige und Geistliche hatten Zeit und Vermögen, um Schulen und Universitäten zu besuchen. Öffentliche Schulen gab es vor der Reformation, wenn überhaupt, nur in den größeren Städten. Der größte Teil der Bevölkerung konnte nicht lesen und schreiben, auch wenn dies für einige Berufe durch den aufstrebenden Handel immer wichtiger wurde.

Aufwertung der Frauen

Den Theologen und Humanisten an der Wende zum 16. Jahrhundert gelang es, diesen Makel zu beheben. „Die Reformatoren schufen die Grundlage für die Schulen und Universitäten unserer Zeit“, erklärt Christina Schlag, Kuratorin einer Ausstellung zu dem Thema im Museum für Kunst und Kulturgeschichte der Philipps-Universität im Landgrafenschloss in Marburg.

Luther selbst hatte sich in drei program-

matischen Schriften mit Bildung befasst. Er forderte vom Adel, den Ratsherren sowie von den Pfarrern und Eltern, dass sie in das Bildungssystem investieren. Neue Schulen, öffentliche Bibliotheken und eine angemessene Bezahlung der Lehrer sollten die Erziehung junger Menschen verbessern. In seiner Schrift „An die Ratsherren aller Städte deutschen Landes, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen“ fordert er, alle Kinder – also Jungen und Mädchen – flächendeckend zu unterrichten. Alle Menschen sollten sich nach Luthers Willen direkt mit der Bibel befassen können und nicht mehr auf andere Autoritäten angewiesen sein. Mit seinen Forderungen wertete Luther die Rolle der Frauen auf. Schließlich waren sie für die Erziehung der Kinder zuständig und sollten daher auch Zugang zu den biblischen Texten erhalten. Zudem sollten Pastoren und Lehrer besser ausgebildet werden. Damit war programmatisch die Basis für die Schulpflicht gelegt. In protestantischen Lan-

Martin Luther wandte sich 1520 mit einer Schrift an den Adel und prangerte die mangelnde Wissensvermittlung im Land an. Er schrieb: „Vor allen Dingen sollte in den hohen und niederen Schulen die vornehmste und allermeiste Lektion sein die Heilige Schrift (...). Und wollte Gott, eine jegliche Stadt hätte auch eine Mädchenschule, darinnen täglich die Mägdlein eine Stunde das Evangelium hörten.“



In seinen Schriften wandte sich Luther an den Adel, die Ratsherren sowie an die Pfarrer und Eltern. Er erinnerte sie an ihre Verantwortung, in das Bildungssystem zu investieren.

#Bildungsereignis Reformation!

06. Mai 2017 - 31. Oktober 2017
Landgrafenschloss Marburg,
Schloss 1, 35037 Marburg
geöffnet Dienstag bis Sonntag von
10 bis 18 Uhr, Donnerstag bis 22 Uhr

desteilen wurde sie vielerorts formal bereits seit dem 16. Jahrhundert eingeführt. Zäher verlief es in den katholisch geprägten Herrschaftsbereichen. „Die Forderung nach Bildungseinrichtungen war da, bis zur vollständigen Umsetzung hat es aber noch Jahrhunderte gedauert“, erklärt die Kunsthistorikerin Anne Katharina Wagner. Bis der flächendeckende Schulbesuch, für den die Reformation als Grundstein gilt, umgesetzt war, dauerte es noch bis ins 18. Jahrhundert. Erst seit 1919 schreibt die Weimarer Verfassung die allgemeine Schulpflicht für ganz Deutschland fest.

Kirchliche Lehre versus biblische Aussage

Luther ging es darum, bekannt zu machen, dass es keine Instanz brauche, die zwischen Gott und den Gläubigen vermittelt. Jeder Mensch sollte die Bibel lesen und sich mit den Inhalten des Glaubens auseinandersetzen. Männer und Frauen,

Theologen und Laien, Fürsten und Bauern. Durch die Reformation wurde mittelbar die kirchliche Domäne der Bildung durchbrochen und der Zugang dazu für breite Bevölkerungsschichten geschaffen. Dafür war es wichtig, dass die biblischen Schriften in einer für alle verständlichen Sprache vorlagen. Auf Anraten Melancthons übersetzte Luther deswegen im Herbst 1521 das Neue Testament in nur elf Wochen ins Deutsche.

Für das theologische Studium hielt Luther jedoch Griechisch, Latein und Hebräisch weiter für unabdingbar. Aus Luthers Sicht hatte sich die Kirche zu weit von der Heiligen Schrift entfernt. Nur im Original konnten die akademischen Lehrer die Bedeutung der Texte erfassen und sie von den Interpretationen der Übersetzungen ins Lateinische befreien. Seine Agenda drang somit vom akademischen Lehrbetrieb in den Alltag der Gläubigen. Der Gottesdienst fand bei den Protestanten in der Landessprache statt. Dadurch konnten die Menschen die biblischen Texte in ihrer Sprache hören und verstehen. Mit den nun für jedermann verständlichen Bibeltexten und den Liedern im Gottesdienst wurde der Glaube lebensnah. Die Gläubigen waren nicht länger nur Zaungäste beim Ritual der Heiligen Messe, sondern konnten sich aktiv am Gottesdienst beteiligen. „Der Gottesdienst war nicht mehr nur die Eucharistie. Es wurde jetzt auch christliches Orientierungswissen vermittelt“, sagt Wagner. 1529 veröffentlichte Luther in zwei Katechismen eine Art Lehrbuch für die Unterweisung in den Grundfragen des christlichen Glaubens, zum einen „für den Unterricht der Kinder und Einfältigen“, und zum anderen für „gemeine Pfarrherrn und Prediger“.

Das erste Gymnasium entsteht

Einen wichtigen Mitstreiter hatte Luther in Philipp Melancthon. Der Wittenberger Theologe war nicht nur ein Lehrer aus Leidenschaft, sondern er verfasste Grammatiken für den Griechisch- und Lateinunterricht und schrieb Bücher über Ethik, Physik, Geschichte und Geographie. Seine Bücher wurden zu Standardwerken in den Schulen – einige davon sogar im Ausland. Ein „No go“ für ihn war es, ohne die drei alten Sprachen Theologie zu betreiben. Melancthon kümmerte sich um die Ausbildung zukünftiger Lehrer, gründete

Schulen und entwarf Schulordnungen, nach denen unterrichtet werden sollte.

Die Schüler sollten nicht mit zu viel Lernstoff belastet werden. Wer ein definiertes Lernziel erreicht hatte, konnte die nächsthöhere Klasse besuchen. Melancthon reiste auch für seinen Kurfürsten durch das Land und besuchte Kirchen und Schulen. Bei seinen Visitationen prüfte er die Situation vor Ort und machte Verbesserungsvorschläge. Mit der Oberen Schule St. Egidien in Nürnberg begründete er sogar einen neuen Schultyp, der zur Urform des deutschen Gymnasiums werden sollte. Dieses erste Gymnasium existiert heute noch unter dem Namen Melancthon-Gymnasium. Bereits zu Lebzeiten nannten ihn die Menschen „Praeceptor Germaniae“ (Lehrer Deutschlands).

Landgraf wird zum interessierten Bibelleser

Luther und Melancthon fanden in Landgraf Philipp von Hessen einen finanzkräftigen Unterstützer ihrer Ideen und Forderungen. Luther und Philipp waren sich bereits 1521 erstmals auf dem Reichstag in Worms begegnet. Ein Zufall führte den Landgrafen später auf einer Reise mit Melancthon zusammen. Zwischen den beiden entwickelt sich eine lebenslange Korrespondenz, in der sich die Visionäre über die wichtigsten Glaubenssätze der Reformation austauschten. „Er wurde zu einem sehr interessierten Bibelleser, der sich begeisterte für Glaubens- und Gewissensfragen“, sagt Wagner.

1524 nahm der hessische Landesfürst den neuen Glauben an und machte sich Luthers Forderungen zu eigen. Sicher auch aus politischem Kalkül, wie Wagner erklärt: „Er hoffte, mit der Errichtung von Schulen Beamte und Pfarrer für sein Landgrafentum auszubilden und seine Macht und Position im Deutschen Reich dadurch zu festigen.“

Für seinen Herrschaftsbereich entwarf Landgraf Philipp ein umfangreiches Bildungsprogramm, das die Wissensvermittlung von der elementaren Schulbildung bis zur Universität umfasste. Um den Fortbestand der neuen Lehre und die eigene Macht zu sichern, gründete Philipp 1527 in Marburg die erste evangelische Universität der Welt, die seit dem frühen 20. Jahrhundert auch seinen Namen trägt. ■



Auf Spurensuche im **Trump-Land**

Seit rund fünf Monaten ist Donald Trump Präsident der USA. Hat sich das Land bereits verändert, wie es viele fürchten, und andere hoffen? pro-Autor Moritz Breckner ist durch die Südstaaten gereist und hat festgestellt: Der Spitzname „Gottes eigenes Land“ hat noch seine Berechtigung.

Als Creflo Dollar seinen 8.500 Gottesdienstbesuchern mit dem Abendmahlskelch zuprostet, sorgen sechs Leibwächter dafür, dass niemand dem Fernsehpastor zu nahe kommt. Es ist Sonntagmorgen in der „World Changers Church International“ in Atlanta im Bundesstaat Georgia. Hillary Clinton hat in der Metropole bei der Präsidentschaftswahl fast 70 Prozent der Stimmen geholt, eine demokratische Insel im ansonsten weitgehend von den Republikanern dominierten Südstaat. Dollars Gemeinde vertritt in ethischen Fragen traditionelle und damit republikanische Positionen, andererseits sind neun von zehn Besuchern schwarz. Nur wenige Schwarze haben den Republikaner Donald Trump gewählt.

Dank Rundfunk prägt Dollars pfingstlich orientierte Gemeinde seit den frühen Neunzigern das Bild, das Ausländer von amerikanischen Christen haben. Dol-



Die CNN-Zentrale in Atlanta. Dass Trump den Sender „Fake News“ schimpft, spornt viele Mitarbeiter zur kritischen Berichterstattung an



Robert (rechts) ist Trump-Fan – und hat versucht, auch pro-Autor Moritz Breckner (Mitte) zu überzeugen

Fotos: pro/Moritz Breckner

lar ist bei vielen als „Wohlstandsprediger“ verschrien, im Foyer werden seine Bücher „Der Heilige Geist, dein Finanzberater“ und „Du bist dazu bestimmt, wohlhabend zu sein“ verkauft. Auch in der Predigt geht es um Geld, doch Dollar scheint besser als sein Ruf: Wer genau hinhört, erlebt an diesem Morgen eine differenzierte und überzeugende Schriftauslegung. Dollar nimmt Jesu Aussage aus Lukas 16, „Wenn ihr also im Umgang mit dem leidigen Geld nicht zuverlässig seid, wird euch niemand das wirklich Wertvolle anvertrauen“, um zu erklären, dass Geld nicht wichtig und die Liebe zum Mammon gefährlich sei. „Geld ist das unwichtigste aller Dinge“, lässt er die Zuhörer im Chor wiederholen. Wichtig sei es, Gott immer an die erste Stelle zu setzen.

Über eine Stunde lang warnt der 55-Jährige leidenschaftlich davor, sich von der Sehnsucht nach Geld blenden zu

lassen. Dann wird er politisch, sagt, wie sehr er Amerika liebt, aber dass der Geist des Mammon das Land im Griff habe, auch Washington sei korrupt. Letzteres klingt ein bisschen nach Trump, doch im nächsten Atemzug verwandelt sich Dollar unvermittelt in einen Bürgerrechtler, klagt an, dass die USA nie für die Sünde der Sklaverei bezahlt hätten. „Sie geben uns ein Denkmal, einen Feiertag und einen Gedenkmonat“, ruft er, „und damit wollen sie es unter den Teppich kehren. Aber das geht nicht!“ Die Besucher rufen Amen, manche weinen, viele springen aus ihren Sitzen und signalisieren so Zustimmung. Nach ein wenig Tumult beruhigt Dollar die Menge: „Jesus hat für uns längst den Sieg errungen.“ Der Gottesdienst geht zu Ende.

Über 1.300 solcher „Megakirchen“ gibt es in den USA. Unter den Begriff fallen alle Gemeinden, die mehr als 2.000 Gottesdienstbesucher pro Wochenende

empfangen. Ein halbes Dutzend davon haben wir auf unseren Reisen schon besucht, das Staunen über die schiere Größe und die damit einhergehenden Möglichkeiten, seinen Stadtteil mit der guten Botschaft zu erreichen, ist immer auch mit Wehmut gemischt – wie schade, dass es das in Europa kaum gibt. „Amerika ist eine Nation mit der Seele einer Kirche“, formulierte einst der englische Schriftsteller Gilbert Keith Chesterton, und obwohl in den vergangenen Jahren viele Abgesänge auf das „christliche“ Amerika zu lesen waren, scheint dies noch immer zu stimmen.

Viele Evangelikale unterstützen Trump

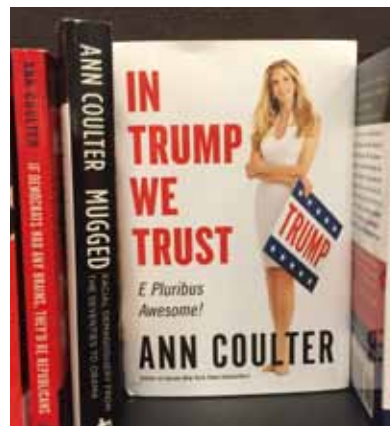
Wir fahren die endlosen Highways entlang Richtung Süden, verschiedene Radiostationen bringen Lobpreismusik und christliche Talkshows. Auf einer Werbe-



„Ich liebe Flüchtlinge“:
Straßenkunst in Atlanta

Creflo Dollar an der Kanzel in seiner Megakirche, umringt von Sängern und Sicherheitsleuten

Fotos: pro/Moritz Breckner



Dieses Buch von Trump-Fan Ann Coulter findet sich in einer Buchhandlung direkt gegenüber vom Bibel-Regal



tafel für die Restaurantkette „Chick-fil-A“ steht „Sonntags geschlossen“ – eine Ausnahme in den USA, wo fast immer diniert und eingekauft werden kann. „Chick-fil-A“ gehört evangelikalen Unternehmern, die sich vor Jahren gegen die Homo-Ehe ausgesprochen haben – entsprechend regen sich linke Studenten-Proteste, wann immer eine Filiale in der Nähe einer Uni eröffnet. Bei unserem Besuch erklingt instrumentaler Christen-Pop aus dem Deckenlautsprecher.

Das christliche Amerika hat zu einem Großteil eine deutliche politische Präferenz. 81 Prozent der weißen Evangelikalen haben Donald Trump gewählt, außerdem mehr als die Hälfte aller Katholiken. Anders als innerparteiliche Konkurrenten wie Ted Cruz oder Marco Rubio hat sich der Immobilien-Milliardär allerdings nicht als Christ profiliert – weder durch Lebenswandel, noch durch Bekenntnis, und schon gar nicht durch seine Rhetorik. Seit seinem Amtsantritt haben prominente Christen Kritik an Trump geübt – die Pastoren Bill Hybels und Timothy Keller etwa unterzeichneten einen offenen Brief gegen Trumps vorüberge-

henden Einreisestopp für Menschen aus sieben mehrheitlich muslimischen Ländern. Andere loben zum Beispiel seinen Kandidaten für den Obersten Gerichtshof, den konservativen Christen Neil Gorsuch, und halten Trump die Treue – wie Bonhoeffer-Biograf Eric Metaxas, Franklin Graham oder die Pastorin Paula White, die bei der Amtseinführung von Amerikas 45. Präsidenten ein Gebet sprach. White, 51, ist wie Trump in dritter Ehe verheiratet und war oft mit dem eigenen Flugzeug unterwegs. Heute berät sie Trump und leitet eine Kirche bei Orlando in Florida. Als wir der Gemeinde einen Besuch abstatten, ist White gerade auf Reisen. Der Gottesdienst wird uns dennoch lange im Gedächtnis bleiben – leider.

Whites „Without Walls International Church“ gehört zu den kleineren Megakirchen. Gerne würden wir den Mitgliedern zu White und Trump auf den Zahn fühlen, doch scheint sich hier keiner für Gäste zu interessieren. Im recht dunklen Gottesdienstsaal wetteifern Klimaanlage und Nebelmaschine darum, den Besuchern unangenehm auf die Pelle zu rücken. Das

Publikum ist jung und bürgerlich, vereinzelt sind Südstaaten-Ladys mit Hut auszumachen. Wer während der Lobpreiszeit keinen Hörsturz erlitten hat, bekommt eine Predigt von Rachel Joy Knight, einer langjährigen Weggefährtin Whites, auf die Ohren. Die Metapher klingt abgedroschen, aber die junge Mutter, die auf ihrer Webseite als Pastorin, Coach und Beauty-Queen tituliert wird, redet wie ein Maschinengewehr – nicht nur so schnell, sondern auch so laut. 45 Minuten lang spricht sie darüber, Menschen mit „Worten des Lebens“ zu motivieren, und zeigt sich dabei in zahlreichen Anekdoten vor allem über ihr eigenes vorbildliches Glaubensleben erfreut. Als wir die Kirche mit klingelnden Ohren verlassen, sind wir uns einig: Es mag unfair sein, eine Gemeinde nach einem einzigen Besuch zu bewerten wie ein Restaurant. Viele Besucher haben hier ein geistliches Zuhause gefunden, in dem sie Gott begegnen können. Doch wäre dieser Gottesdienst unsere erste Berührung mit den Christentum gewesen, gingen wir wohl erstmal wieder auf Abstand – zu fremd fühlten wir uns in der Gemeinde von Trumps Pastorin.

Was Trump-Fans den Deutschen raten

Auf der letzten Station unserer Reise kommen wir dem US-Präsidenten und seinen Unterstützern noch einmal ganz nahe. Es ist Sonntagabend in Palm Beach und Polizisten haben gerade ihre Mühe damit, Betonklötze von einem Kreisverkehr zu räumen. Vor einer Stunde hat Trump hier seinen Privatclub Mar-a-lago nach einem entspannten Wochenende in Richtung Flughafen verlassen. Fans am Straßenrand haben die beeindruckende Kolonne schwarzer Panzerwagen beobachtet, und wollen nun mit Menschen ins Gespräch kommen, um sie von ihrem Präsidenten zu überzeugen. Ein Mann namens Robert horcht auf, als er erfährt, dass wir aus Deutschland kommen. Er habe gelesen, dass hierzulande viele Frauen von Migranten vergewaltigt würden, spricht er uns an, und fragt: „Warum unterwerft ihr euch dem Islam?“ Sein Tipp: „Ihr müsst Merkel loswerden!“ Wir geben Robert und seinen Freunden einen Crashkurs



in deutscher Parteipolitik. Als wir erklären, dass Angela Merkel bei der kommenden Bundestagswahl die konservative Kandidatin ist und ihr Herausforderer weiter links steht, fällt den Amerikanern die Kinnlade hinunter. Da die von Robert empfohlene Gründung einer Bürgerwehr für uns nicht in Frage kommt, bietet er immerhin an, uns in Amerika aufzunehmen, wenn es in Europa gar

nicht mehr ginge. Um Robert zu erklären, dass die strengen US-Einreisegesetze dies wahrscheinlich verhindern würden, fehlt uns leider die Zeit und zunehmend auch die Muße.

Das gibt es nur in Amerika

Welches Fazit ziehen wir nach unserer Reise? Amerika ist noch immer das Land, wo man automatisch etwas über die Bibel erfährt, wenn man durch Radio oder Fernsehen zappt. Es ist noch immer das Land, wo es in jeder Buchhandlung eine große christliche Abteilung gibt. Wo, wenn nicht in Amerika, bekommt man ein Traktat von Billy Graham in die Hand gedrückt, wenn man nach einer Runde Minigolf seine Schläger zurückbringt? Amerika macht seinem Spitznamen „God's Own Country“ (Gottes eigenes Land) noch immer Ehre. Das liegt vor allem an den Amerikanern selbst – wer auch immer gerade im Weißen Haus sitzt, und was seine Präsidentschaft auch bringen mag. ■

Anzeigen

Nah dran und gut vernetzt:

Besuchen Sie uns – bei **Facebook** und **Twitter**.

> twitter.com/pro_magazin
> facebook.com/pro.christliches.medienmagazin

pro
Christliches Medienmagazin

Sinnstiftend und wegweisend!

ALH

Deine berufsbegleitende Ausbildung zum **Seelsorger**

www.alh-akademie.de ☎ 0800/34 22 100 (kostenfrei)

„Abraham ist der erste Muslim“

Abraham ist eine der biblischen Personen, die auch im Koran vorkommen. In interreligiösen Dialogen gilt er deshalb als verbindende Figur zwischen Christentum, Judentum und Islam. Doch der Islam interpretiert Abraham auf ganz eigene Weise, haben die beiden Islamexperten, der gebürtige Libanese Hanna Josua und seine Frau Heidi, in einer Studie herausgefunden. Ein Gespräch über den Glauben von Christen und Muslimen und die Beziehungen zwischen ihren Religionen. | **DIE FRAGEN STELLTE JONATHAN STEINERT**

pro: Was ist der Kern des islamischen Glaubens?

Hanna Josua: Die „Einsheit“ Gottes, die unteilbar ist, also Gott, der keinen Teilhaber hat. Sie ist elementar für den islamischen Glauben. Polytheismus, Vielgötterei, ist verpönt im Islam. Das ist im siebten Jahrhundert, als der Islam entstand, eine Gegenreaktion auf alle anderen Religionen. Auch gegenüber den Christen; dieser Gedanke entstand aus einer falsch verstandenen Trinität heraus.

Welche Aufgabe haben Propheten im Islam?

Hanna Josua: Damit der islamische Glaube konkret wird, braucht er den Propheten als Sprachrohr Gottes. Daher heißt das islamische Glaubensbekenntnis: „Ich bezeuge, dass es keinen Gott gibt außer Gott, und Mohammed ist der Gesandte Gottes.“ Der Prophet ruft die Menschen zur Unterwerfung unter Gott auf. Jeder Mensch ist nach islamischer Vorstellung von Geburt an Muslim – erst die Eltern machen einen zum Christen, Juden oder etwas anderem.

Zu den islamischen Propheten gehören auch Noah, Abraham, Mose und Jesus. Warum gibt es im Islam diese Bezüge zum Judentum und Christentum?

Hanna Josua: Mohammed kam nicht in einen luftleeren Raum, sondern in eine Gesellschaft auf der arabischen Halbinsel, die von Menschen, Kulturen, Traditionen geprägt war. Muslime sagen, vor dem Islam war Unwissenheit – Dschahiliya – und Mohammed kam, um die Unwissenheit durch den Glauben an die Einsheit Gottes zu beseitigen. Wis-

senschaftler gehen aber heute davon aus, dass die gesamte arabische Halbinsel vermutlich innerhalb von hundert Jahren christianisiert worden wäre, wenn Mohammed nicht gekommen wäre.

Heidi Josua: Wir haben anhand arabischer Quellen alle arabischen Stämme aufgelistet und untersucht, welche Religionszugehörigkeit sie hatten. Die meisten waren christlich. Jüdische Gebiete gab es vor allem in Stadtstaaten und Oasen, nur in einem kleinen Gebiet rund um Mekka gab es weder Juden noch Christen. Dann gab es noch die Hanifen, die Gottsucher. Die haben sich vom Polytheismus abgewandt und im Christentum und Judentum eine Alternative gesucht, aber sich dort nicht verortet, sondern sind unabhängige Gottsucher geblieben. Abraham gilt im Islam auch als Hanif. In dieser religiösen Umbruchsituation, wo die Suche nach einem Gott schon da war, ist Mohammed gekommen und hat ein geschlossenes System vorgelegt.

Was bedeutet das für das Verständnis des Korans?

Heidi Josua: Der Koran ist kein Dogmatikbuch, das eine fertige Theologie beschreibt. Es sind die gesammelten Predigten und Reden Mohammeds. Sie sind nicht chronologisch geordnet, sondern der Länge nach. Der Koran ist eine Verkündigung, er regelt das Leben der muslimischen Gemeinde und grenzt sie von anderen vorhandenen Gruppen auf der arabischen Halbinsel ab. Wenn also Mohammed mit einer bestimmten Gruppe redet, geht er auf ihre Fragen und Argumente ein: So ist der Koran wie ein Gespräch,

nur dass man erschließen muss, was das Gegenüber gesagt hat.

Hanna Josua: Man kann die Korantexte nur verstehen, wenn man das Umfeld begreift und fragt, zu wem Mohammed hier spricht und was Anlass und Ergebnis der Auseinandersetzung waren. Wir orientieren uns deshalb bei der Auslegung an den Adressaten und fragen: An wen ist der Text gerichtet? Was wollte Mohammed eigentlich sagen – diesen Juden, Christen und Gottsuchern?

Abraham ist im Islam ein Prophet, Mohammed auch – welche Zusammenhänge gibt es zwischen ihnen?

Hanna Josua: Abraham ist von großer Relevanz für Muslime hinsichtlich der Pflichten des Islams. Er gilt als Vater der Propheten und der Gläubigen. Nach islamischer Vorstellung hat Abraham das Heiligtum, die Kaaba, in Mekka errichtet. Die Wallfahrt dorthin ist eine Säule im islamischen Glauben. Auch das Fasten, der Glaube an Allah, die Entdeckung der „Einsheit“ Gottes, das Gebet, die Almosensteuer, das Opferfest oder auch die Beschneidung werden auf Abraham zurückgeführt.

Heidi Josua: Abraham hat im Koran eigentlich kein Eigenleben. Das ist keine eigenständige Geschichte, die Mohammed von ihm verkündet. Die Abrahamtexte sind über die ganze Verkündigung und Lebenszeit Mohammeds verteilt und korrespondieren mit Ereignissen in dessen Leben. Wir haben in unserer Analyse die vorhandene Forschung aufgenommen und geschaut, wann welche Abrahamtexte des Koran entstanden sind. Da stellt



Der Felsendom in Jerusalem ist eines der islamischen Heiligtümer. Vom Felsen in dessen Innerem aus hat nach muslimischer Überlieferung Mohammed seine Himmelfahrt angetreten. Nach der jüdischen Tradition stand an dieser Stelle die Bundeslade im Tempel. Außerdem war hier der Ort, wo laut Überlieferung Abraham seinen Sohn Isaak opfern wollte.

Foto: pro/Jonathan Steinert

man fest, dass die Ereignisse, die sich im Koran bei Abraham ereignen, und das, was tatsächlich im Leben Mohammeds passiert, genau parallel zueinander verlaufen. Als Mohammed zum Beispiel dafür angefeindet wird, dass er keine männlichen Nachkommen hat, schreibt er von dem Trost Gottes, indem Abraham die Verheißung eines Sohnes bekam.

Wie kann man die Gottesbeziehung beschreiben, die im Islam vorherrscht?

Hanna Josua: Der Werkgerechtigkeitsgedanke ist im Islam sehr stark. Der Glaube eines frommen Muslims wird konkret durch die Taten. Deshalb ist das Leben Mohammeds, die Sunna, das Vorbild der Muslime. Sie versuchen, ihn nachzuahmen: wie er lebte, seine Frauen behandelte, wie er fastete, wie er in den Krieg ging, wie er Menschen entweder zustimmte oder zurückwies, wie er zu bestimmten Situationen schwieg, bis hin zu Nagelschneiden und Zähneputzen. Liebe zu Gott basiert im Islam auf totaler Unterwerfung unter Gott. Der Liebende ist immer der Mensch – das ist entgegengesetzt

zu dem, was wir Christen glauben: Gott hat uns zuerst geliebt.

Inwiefern können sich Christen und Muslime dann gemeinsam auf Abraham beziehen?

Hanna Josua: Es gibt Anknüpfungspunkte in der Geschichte Abrahams, aber sie bleiben begrenzt. Etwa bei der Begebenheit, als die drei Gäste zu Abraham kommen: Dass Gott das Äußerste gab und selber in der Gestalt von Christus unter den dreien da war, das gibt es im Islam nicht. Im Islam kann oder will Gott nicht in unsere Welt hineinkommen. Das ist diametral entgegengesetzt zum christlichen Glauben. Die Basis unseres Glaubens ist: Gott sagt „ja“ zu dir und mir, weil er uns zu seinem Ebenbild erschaffen hat. Deshalb kommt er in der Gestalt von Jesus in die Welt. Für mich ist Abraham ein Anknüpfungspunkt mit Muslimen, dass wir ihnen sagen können: Als Menschen sind wir die Angeredeten Gottes, so wie Abraham angesprochen wurde.

Was heißt das für die Idee der „Abrahamischen Ökumene“?

In seinem Buch „**Abraham, der Gottesfreund. Idee und Problem einer Abrahamischen Ökumene**“, seiner neu herausgegebenen Dissertationsschrift, hat Hanna Josua seine Forschung zur Rolle Abrahams im Islam festgehalten. Mohr Siebeck, 694 Seiten, 129 Euro, ISBN 9783161501456



Hanna Josua: Wir sind als Christen keine Abrahamiter, dass wir sagen könnten, wir treffen uns mit Juden und Muslimen auf dieser Ebene. Ich kann nicht hinter die Aussagen Jesu zurück. Und für Muslime ist es keine Möglichkeit, weil sie im Glaubensbekenntnis sagen, dass Mohammed der Prophet par excellence ist. Der abrahamische Gedanke ist in den Träumen mancher Theologen eine Alternative gewesen, weil der interreligiöse Dialog bei der Frage um Christus nicht weiterkam. Deshalb suchten sie eine andere verbindende Person für die monotheistischen Religionen.

Heidi Josua: Aber wir konnten in einer Studie nachweisen, dass Abraham für Muslime, wenn man den Koran ernst nimmt, der Begründer des Islam ist. Damit kann er nicht gleichzeitig der Verbindende zwischen den Religionen sein. Es ist an ganz verschiedenen Texten und Bildern nachzuweisen, dass Stätten, die grundlegend sind für Judentum und Christentum, dann uminterpretiert und islamisiert wurden. So wie der Felsen-dom – ursprünglich ein byzantinischer Memorialbau auf dem Berg, der theologisch in eins gesetzt wird mit Golgatha und Moria, wo Abraham seinen Sohn opfern sollte.

Wie steht Mohammed zu den anderen Propheten, die es sowohl im Alten Testament als auch im Islam gibt?

Heidi Josua: Aus Mose entsteht nach islamischer Vorstellung das Judentum, aus Jesus das Christentum. Sie gehören zu den anerkannten islamischen Propheten, aber ihre Nachfolger haben ihre Botschaft verfälscht. Deshalb schickte Gott Mohammed aus der Linie von Abrahams erstem Sohn Ismael. Mohammed benutzt Abraham, der vor Mose und Jesus war, er knüpft direkt an ihm an, als die Lehre noch „unverfälscht“ war, und erneuert die Religion Abrahams. Damit ist die jüngste Religion gleichzeitig die ursprüngliche, die eigentliche.

Viele Menschen haben Angst vor dem Islam, zumal Muslime auch als Flüchtlinge nach Deutschland kommen. Was können die Einzelnen tun, um den Frieden zu erhalten?

Heidi Josua: Es ist gut, eine klare eigene Identität zu haben und zu ihr zu stehen. Wir brauchen keine Leitkultur, wir haben Leitwerte in Form der Menschenrechte und des Grundgesetzes. Wer die bejaht, ist herzlich willkommen. Und gleichzeitig sollten wir den erbarmenden Blick Jesu haben. Wir müssen den Muslimen, die aus repressiven und gewaltbetonten Gesellschaften fliehen, die Möglichkeit geben, sich anders zu orientieren. Wenn man zu seiner eigenen Identität steht, wird das auch für andere attraktiv. Ich erlebe das bei den Syrern, die auch hier so viel Misstrauen und Konflikte gegeneinander haben. Sie sagen, dass sie eigentlich so leben wollen, wie sie es bei manchen Christen sehen: als jemand, der für Frieden einsteht und der nicht ständig mit Misstrauen und Hass kommt, sondern der vergeben kann – bei dem man die Akzeptanz und die Empathie, die Liebe zu den Menschen sehen kann. Das ist das Tatzeugnis. Sieht man das an uns Christen, dass wir das verkörpern und in der Begegnung mit den Menschen leben?

Hanna Josua: In der Begegnung liegt die Kraft. Uns ist als Christen geboten: Geht hin in die Welt. Das heißt, aus dem Herkömmlichen aufbrechen und mich in die Unsicherheit begeben mit der Gewissheit, dass Gott bei mir ist. Wie bei meiner Blindheit: Ich sehe die Menschen, die vor mir sitzen, nicht. Ich weiß nicht, ob sie ein Messer in der Hand haben oder einen Stift. Aber ich bin sicher, dass derjenige, der zu mir sagt „Ich bin bei dir alle Tage“, auch da ist. In dieser Gewissheit

zu leben und zu dienen, zeichnet uns als Christen aus – nicht Polemik gegen Menschen. Deshalb ist meine Frage als Christ: Was kann ich diesen Menschen anbieten und welches Bild von meinem Glauben dürfen sie bekommen?

Vielen Dank für das Gespräch!



Foto: privat

Dr. Hanna Josua, geboren 1956 im Libanon, studierte Politik, Geschichte und Theologie. Seit 1980 lebt er in Deutschland. Mit der Studie „Ibrahim, der Gottesfreund“ wurde er promoviert. Er ist Pfarrer evangelischer arabischsprachiger Gemeinden in Stuttgart und Süddeutschland und er leitet die Evangelische Ausländerseelsorge.

Seine Frau Heidi, Jahrgang 1959, ist Religionspädagogin und Islamkundlerin. Sie ist ebenfalls im interkulturellen Bereich und in der Flüchtlingsarbeit tätig.

Anzeige



PRESSE-ARBEIT

BASISKURS PRESSEARBEIT

„Hilfe, wie kommen wir gut in die Zeitung?“

TERMIN 22. September, 10–18h, Wetzlar

PREIS 145,-

REFERENT Egmond Prill

ANMELDUNG christliche-medienakademie.de/basiskurs_pressearbeit

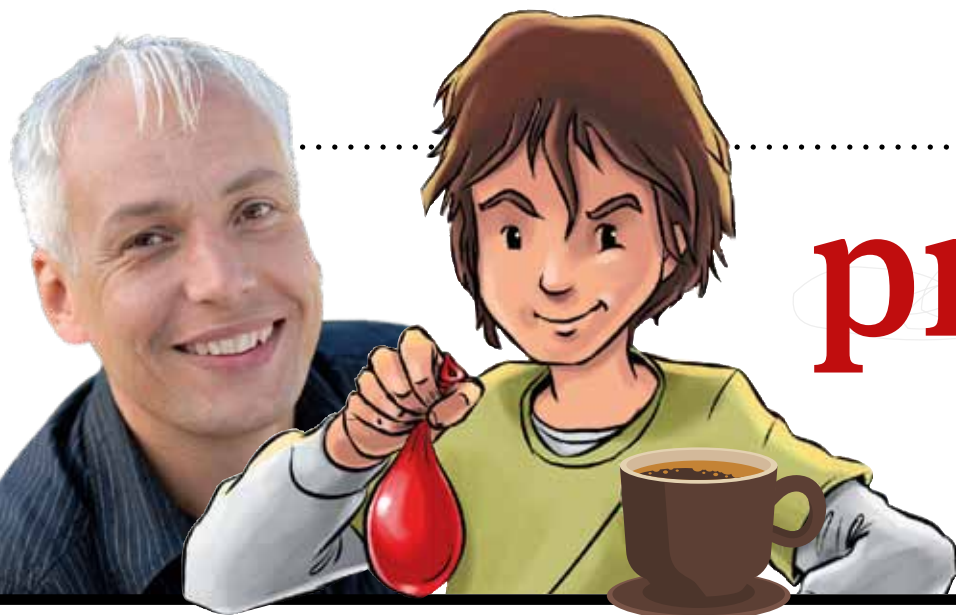
christliche
medien
akademie

Dieses und andere Themen auch als Inhouse-Seminar. Wir kommen zu Ihnen – kompetent, kostengünstig und unkompliziert!

Haben Sie Interesse?

Melden Sie sich bei uns, um sich zu informieren.

- Telefon (06441) 915 166
- E-Mail info@christliche-medienakademie.de



prost!

Auf ein Getränk mit Harry Voß

Harry Voß hat mit dem „Schlunz“ ein erfolgreiches christliches Buchprojekt erschaffen.

Foto: Thomas Georg / Bibellesebund; Daniel Fernández Adasme, Ulm

Er ist der Schöpfer der christlichen Jugendbuch-Reihe „Der Schlunz“: Harry Voß, der als Kinderreferent beim Bibellesebund arbeitet. Vor zehn Jahren erschien der erste Band der Reihe, die auch als Fernsehserie produziert wurde. Noch heute sagt Voß: „Ich werde den Schlunz nicht los.“
| DIE FRAGEN STELLTE JÖRN SCHUMACHER

pro: Was möchten Sie trinken?

Harry Voß: Einen Kaffee, bitte. Ohne Milch und Zucker.

Wie geht es dem Schlunz?

Danke, dem geht es gut. Obwohl der letzte Band ja schon im Frühjahr 2010 erschienen ist, werde ich doch immer noch in Schulen und Gemeinden zu Lesungen, Actiontagen und anderen Events rund um den Schlunz eingeladen. Das hätte ich mir 2007, als ich den ersten Band ganz munter vor mich hingeschrieben habe, niemals träumen lassen. Bis heute darf ich mir zehnmal im Jahr eine Schlunz-Comic-Geschichte für die Kinderzeitschrift Kläx ausdenken. Im Frühjahr erschien zusammen mit „Wort des Lebens“ ein „Schlunz-Musical“ mitsamt Arbeitsheft für Schulen und Gemeinden. Und anlässlich des 10. Geburtstages haben die Schlunzbücher noch mal einen kompletten Relaunch bekommen: Nicht nur die Cover haben ein zeitloses Gewand bekommen. Auch inhaltlich hat man Bezeichnungen von Spielen, Filmen oder technischen Geräten, die heute keiner mehr kennt, aktualisiert. Sie sehen: Ich werde den Schlunz einfach nicht los.

Finden Sie das schlimm?

Nein. Ich bin ja froh, dass der Schlunz so gut angekommen ist und dass Kinder und Familien über die freche Unbefangenheit dieses Jungen wieder ganz neu angefangen haben, über den Glauben zu reden und dabei auch unerhörte Fragen zuzulassen. Die Rückmeldungen, die ich

bekommen habe, waren teilweise wirklich anrührend. Darüber freue ich mich bis heute.

Wird die Serie noch ausgestrahlt?

Die Filmreihe „Der Schlunz – die Serie“ ist nur auf dem damaligen christlichen Sender ERF 1 ausgestrahlt worden. Unser Wunsch, den Schlunz und seine Abenteuer auch über Kika oder andere säkulare Fernsehsender zu den Kindern zu bringen, ist leider nie wahr geworden. Aber der Verkauf der DVDs läuft immer noch.

Gibt es Pläne, den Schlunz fortzusetzen?

Sie glauben gar nicht, wie viele Vorschläge und Ideen man mir unterbreitet hat, wie denn die Buchreihe doch noch weitergehen könnte: Der Schlunz findet eine tot geglaubte Schwester und muss seine ganze Biografie neu aufrollen, er wird Pirat und bricht zu neuen Abenteuern auf oder wir schauen uns einfach an, wie er sein Leben als Teenager meistert. Aber ich konnte zum Glück immer alles abwimmeln. Die Buchreihe, die stark von der Frage nach dem geheimnisvollen Hintergrund des Schlunzes geprägt ist, ist mit dem siebten Band sinnvoll beendet. Jedes weitere Buch hätte meines Erachtens den Bogen überspannt.

Bekommen Sie immer noch Fanpost?

In der Zeit, in der die Schlunzbücher aktuell erschienen, bekam ich in der Tat viel Post – Briefe, Bilder, Mails – von Kindern, aber auch von Eltern, teilweise von ganzen Schulklassen. Die Briefe habe ich

übrigens bis heute alle aufbewahrt. Das ist jetzt natürlich zurückgegangen.

Sie schreiben mittlerweile eine neue Reihe namens „Ben & Lasse“? Worum geht es da?

Es geht um zwei Brüder: den gewissenhaften Ben, elf Jahre, und seinen vorlauten Bruder Lasse, sechs Jahre. Gemeinsam purzeln sie in verschiedene Kriminalfälle, die sie als selbsternannte Agenten lösen wollen. In dieser Reihe steht nicht so sehr die Familie im Vor-

„Durch den Schlunz haben Kinder und Familien ganz neu angefangen, über den Glauben zu reden.“

dergrund wie beim Schlunz, sondern viel mehr die Schulkasse von Ben. Es ist also eher eine Schulgeschichte. Aber auch lustig und spannend und mit christlichen Inhalten.

Vielen Dank für das Gespräch. ■



WAS NUN, KIRCHE?

„In den evangelischen Kirchen werden die Grundlagen des Glaubens zunehmend demonstriert“, heißt es im Communiqué des „Netzwerks Bibel und Bekenntnis“. Das Netzwerk hatten 65 Christen um den Evangelisten Ulrich Parzany im vergangenen Jahr gegründet, nachdem man sich innerhalb der Evangelischen Allianz auf keine einheitliche Position zu verschiedenen Themen einigen konnte. Nun hat der ehemalige ProChrist-Leiter seine Kritik ausführlich begründet. Lesen Sie hier exklusiv einen Auszug aus seinem neuen Buch „Was nun, Kirche?“.

VON ULRICH PARZANY

Seit die Auseinandersetzungen um praktizierte Homosexualität und die Segnung gleichgeschlechtlicher Partnerschaften an Schärfe gewannen, gab es auch unter den Evangelisten zunehmende Differenzen. Das sei ein Randthema, man müsse es nicht so wichtig nehmen, hieß es. Oder: Evangelisten verkünden das Evangelium der Liebe Gottes und nicht Moral. Und: Man dürfe durch die Erwähnung dieses Konfliktes homosexuell empfindende Menschen nicht vor den Kopf stoßen. Ich bin allerdings der Meinung, dass es bei dieser Auseinandersetzung gar nicht um Moral geht, sondern um die Gültigkeit der Offenbarung Gottes als des Schöpfers, um die damit geoffenbarte Gottebenbildlichkeit des Menschen und die damit verbundene Polarität von Mann und Frau. Und es geht um die Autorität der Bibel als Wort Gottes.

Wichtiger noch ist die Debatte darüber, ob der gekreuzigte und auferstandene Jesus der einzige Weg zu Gott und damit

Wie ein großes Schiff stellt sich Ulrich Parzany die Kirche in Deutschland vor – und warnt in seinem Buch vor Stürmen und Irrwegen, denen dieses Schiff ausgesetzt sei.



zum Heil aller Menschen ist. Soll man den Konflikt in den Kirchen darüber öffentlich führen? Als Evangelist habe ich mich immer um die Zusammenarbeit möglichst vieler Gemeinden und Konfessionen bemüht. Ich war und bin der Meinung, dass wir Christen gemeinsam öffentlich zu Jesus und in seine Nachfolge einladen sollen, auch wenn wir in einigen Fragen unterschiedliche Lehren vertreten. Das betrifft zum Beispiel die Frage der Taufe, der Gemeindeformen, der Art und Weise, wie wir den Heiligen Geist erfahren.

Wenn es allerdings um das Evangelium von Jesus geht, darf es keine Kompromisse geben. Nur Jesus Christus, der gekreuzigte, auferstandene und wiederkommende Herr, rettet. Und es geht um die Versöhnung mit Gott durch die Vergebung der Sünden. Ja, wir alle sind Sünder, die verdient haben, im Gericht Gottes zur ewigen Verdammnis verurteilt zu werden. Rettung bedeutet vor allem die Rettung aus der Gottesferne und der ewigen



Foto: Tanner Mardis

Verdammnis. Die vielen Segnungen, die wir in der Nachfolge von Jesus auch noch erfahren – sinnvolles Leben, Gemeinschaft der Christen, Geborgenheit in Ängsten und vieles mehr – sind Nebenwirkungen der Rettung. Wir haben nicht die Freiheit, diese Botschaft den Wünschen der Menschen anzupassen.

Paulus ist uns dafür ein leuchtendes Vorbild. Als leidenschaftlicher Evangelist konnte er sehr flexibel sein, wenn es um Formen und Fragen des Lebensstils ging. In 1. Korinther 9,22 schreibt er: „Ich bin allen alles geworden, damit ich auf alle Weise etliche rette.“ Das betraf die Speisekarte und den Feiertagskalender. Sein Verhalten verursachte Konflikte in der ersten Christenheit. Manche befürchteten, dass er mit den Formen auch den Inhalt des Evangeliums veränderte.

Der gleiche Paulus schreibt aus den gleichen evangelistischen Motiven im Brief an die Galater: „Mich wundert, dass ihr euch so bald abwenden lasst von dem, der euch berufen hat in die

Gnade Christi, zu einem andern Evangelium, obwohl es doch kein andres gibt. Es gibt nur einige, die euch verwirren und wollen das Evangelium Christi verkehren. Aber selbst wenn wir oder ein Engel vom Himmel euch ein Evangelium predigen würden, das anders ist, als wir es euch gepredigt haben, der sei verflucht. Wie wir eben gesagt haben, so sage ich abermals: Wenn jemand euch ein Evangelium predigt, anders als ihr es empfangen habt, der sei verflucht. Will ich denn jetzt Menschen oder Gott überzeugen? Oder suche ich Menschen gefällig zu sein? Wenn ich noch Menschen gefällig wäre, so wäre ich Christi Knecht nicht.“ (Galater 1,6–10)

Nicht aus orthodoxer Rechthaberei, sondern aus evangelistischer Leidenschaft ist Paulus so scharf. Es geht nicht um die Frage, ob er bei den Hörern ankommt, sondern um ihre Rettung. Es geht nicht darum, Kunden zufriedenzustellen, sondern Menschen zu retten. Deshalb müssen wir ihnen aus Liebe die Wahrheit sagen. Jesus hat sehr klar und deutlich vom Gericht geredet und auch davon, dass Menschen unwiderruflich in Ewigkeit verdammt sein können. Sein Bericht vom reichen Mann und armen Lazarus ist darin so deutlich wie auch sein leidenschaftlicher Ruf in der Bergpredigt: „Geht hinein durch die enge Pforte. Denn die Pforte ist weit und der Weg ist breit, der zur Verdammnis führt, und viele sind's, die auf ihm hineingehen. Wie eng ist die Pforte und wie schmal der Weg, der zum Leben führt, und wenige sind's, die ihn finden!“ (Matthäus 7,13f). Überaus klar redet Jesus ebenso mit folgenden Worten: „Und sie werden hingehen: diese zur ewigen Strafe, aber die Gerechten in das ewige Leben“ (Matthäus 25,46).

Die Kritik, man könne die Leute nicht mit dem Höllenhund in den Himmel treiben, ist Unsinn. Entscheidend ist, ob wir als Verkündiger des Evangeliums selber wissen, dass es um ewiges Leben und ewige Verdammnis geht. Unsere Aufgabe ist es, aus Liebe die Wahrheit zu sagen. Und es ist wahrhaftig keine leichte Aufgabe, die Wahrheit in Liebe zu sagen. Die Wahrheit zu verschweigen oder zu verfälschen ist keine Lösung dieser Aufgabe.

Wir können in der Evangelisation auch nicht die Kosten der Nachfolge verschweigen. Jesus hat den Menschen Hass und Verfolgung vorausgesagt, wenn sie ihm nachfolgen. Er hat auch die Gebote Gottes nicht relativiert, sondern radikalisiert, wie wir in der Bergpredigt lesen können. Also haben wir nicht das Recht, in der einladenden Verkündigung Süßholz zu raspeln, um die Hörer zu locken. Das Evangelium ist von solcher Kraft, dass es rettet, wenn es in ganzer Wahrheit gesagt wird.

Das hat Paulus in seinem programmatischen Satz im Römerbrief geschrieben: „Denn ich schäme mich des Evangeliums nicht; denn es ist eine Kraft Gottes, die rettet alle, die glauben, die Juden zuerst und ebenso die Griechen“ (Römer 1,16). Danach redet er vom Zorn Gottes über die Ungerechtigkeit der Menschen, über die Verehrung des Geschöpfes anstelle des Schöpfers und die Folgen dessen in gleichgeschlechtlichen Lebensweisen, Habgier, Betrug und anderen moralischen Verfehlungen.

Wenn in Kirche und Theologie die Wahrheit des Evangeliums verfälscht wird, müssen wir widersprechen. Das muss leider auch öffentlich geschehen. Geheimverhandlungen in Hinterzimmern helfen der Gemeinde nicht, wenn nicht öffentliche Stellungnahmen daraus erwachsen. Über die Wahrheit wird auch nicht mit Mehrheit abgestimmt. Deshalb müssen wir widersprechen, wenn Synoden falsche Lehren beschließen.

Er kann nicht anders

EIN KOMMENTAR VON STEFANIE RAMSPERGER

Mit „Was nun, Kirche? Ein großes Schiff in Gefahr“ hat Ulrich Parzany ein Buch vorgelegt, das Kritik übt, die offener nicht sein könnte. Kritik an der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), an den einzelnen Landeskirchen, an landeskirchlichem Personal und im Prinzip an all denjenigen, die die Autorität der Bibel als Gottes Wort in Frage stellen – aus Parzanys Sicht.

Und doch stellt er jederzeit klar: Diese Kirche ist seine geistliche Heimat. Ein „Wunder Gottes“ für die Menschen sei sie und heilig. Für diese Kirche betet er, an sie glaubt der langjährige Leiter von proChrist. Er will sie nicht aufgeben, auch wenn „von der Basis bis zu den Leitungen (...) die Leidenschaft (fehlt), das Evangelium von Jesus Christus unter die Leute zu bringen“.

Vorangegangen waren dem Buch unterschiedliche Auffassungen innerhalb der Deutschen Evangelischen Allianz über die Frage der kirchlichen Segnung gleichgeschlechtlicher Partnerschaften. Aus Sorge vor einer Liberalisierung in dieser Frage gründete Parzany 2016 mit Gleichgesinnten das „Netzwerk Bibel und Bekenntnis“. Kritiker warfen Parzany vor, die Allianz zu spalten, der Ton wurde zunehmend rauer. Bis heute hat sich die Allianz nicht ganz von der Diskussion erholt. Wer dachte, Parzany werde nach dem heftigen Gegenwind nun seichtere Töne anschlagen, irrt. Sein neues Buch kann durchaus als Manifest seines bibeltreuen Netzwerks gelten.

Der gebürtige Essener formuliert direkt, klar, herausfordernd. Zuweilen schießt er über das Ziel hinaus, beispielsweise wenn er aus dem Dienstrecht für Pfarrer zitiert, nach dem familiäres Zusammenleben „jede Form des rechtsverbindlichen Zusammenlebens von mindestens zwei Menschen“ sein könne – und schlussfolgert, dass „in den

evangelischen Kirchen (...) manche seit geraumer Zeit mit glänzenden Augen davon (sprechen), dass sich die Liebe auch in ‚polyamoren Beziehungen‘ ausdrücken kann“. Ob die Landeskirchen nun tatsächlich zwei Männer mit einer Frau oder zwei Frauen mit einem Mann in ihre Pfarrhäuser einziehen lassen möchten und dies mit „glänzenden Augen“ begrüßen, scheint doch eher abseitig.

Neben dem Umgang mit Homosexuellen widmet sich Parzany dem interreligiösen Dialog („Die kritische Relativierung der Bibel führt dazu, dass aus dem klaren Bekenntnis zum lebendigen Gott menschliche Gottesvorstellungen werden, über die wir dann mit den Vertretern anderer religiöser Vorstellungen verhandeln können.“). Vor allem geht es ihm aber um Bibelkritik: „Was ich kritisiere, ist eine historische Erforschung und Auslegung der Bibel, die durch weltanschauliche Vorurteile bestimmt ist“, schreibt der Evangelist.

Charmant wird seine Darstellung, wenn er beispielsweise aus einer Schrift zitiert, die die Evangelischen 1530 dem Kaiser vortrugen: „Man soll auch den Bischöfen, so ordentlich gewählt, nicht folgen, wo sie irren oder etwas wider die heilige göttliche Schrift lehren und ordnen.“

Im letzten Kapitel wird es dann evangelistisch. Parzany bleibt sich treu: Der große Evangelist lädt genauso feurig zum Glauben ein wie er auch in seiner Kritik kein Blatt vor den Mund nimmt.

Für Gemeindeglieder, aber auch Angestellte der Kirchen, die die Bibel konservativ auslegen, ist Parzanys Buch Balsam für die Seele. Denjenigen, nach deren Bibelverständnis die „klare Kante“ nicht ganz so scharf zu ziehen ist, dient das Buch als Gesprächsgrundlage. Für diejenigen, die Parzanys Art der Zuspitzung als ausschließend empfinden, ist es ein Ärgernis. Ärger, den Parzany erhobenen Hauptes bereit ist, in Kauf zu nehmen, ganz wie der Apostel Paulus es einst an die Römer schrieb: „Ich schäme mich des Evangeliums nicht, denn es ist eine Kraft Gottes, die rettet alle, die glauben, die Juden zuerst und ebenso die Griechen.“ ■

Wenn in Kirche und Theologie die Wahrheit des Evangeliums verfälscht wird, müssen wir widersprechen.

Bedauerlich ist, dass in dieser Hinsicht auch unter Evangelikalen Meinungsverschiedenheiten bestehen. Lieber würden wir in Konflikten geschlossen auftreten. Ich weiß zu würdigen, dass manches Schlimmere verhindert wurde, weil im Stillen Kompromisse ausgehandelt wurden. Wie in der Politik, so können auch in der Kirchenpolitik Kompromisse sinnvoll sein. In wesentlichen Fragen des Glaubens aber nicht. Sie sind keine Spielmasse der Kirchenpolitik. ■



Ulrich Parzany: **„Was nun, Kirche? Ein großes Schiff in Gefahr“**, SCM Hänssler, 208 Seiten, 16,95 Euro, ISBN 9783775157926

Erscheint im Juli 2017.

Leserreaktionen zu pro 2/2017



pro-Lesertelefon
(0 64 41) 91 51 71

zu „Ein Mann des freien Wortes“

Wolfram Weimer würdigte in seiner Kolumne Bundespräsident a.D. Joachim Gauck, dessen Amtszeit im März endete.

Ich habe mich über die uneingeschränkte Lobhudelei für Joachim Gauck gewundert. Für mich war er ein Staatsoberhaupt, das vorgelebt hat, dass man trotz bestehender Ehe eine andere Frau haben kann und als First Lady präsentieren darf. Gerade als Pfarrer, der mit seiner Ehefrau vier Kinder hat, hätte er unter diesem Vorzeichen nicht Präsident werden dürfen.

Theo Reinschmidt, Burbach

zu „Scheiden tut weh“

Der Beitrag zeigt auf, wie christliche Gemeinden mit dem Thema Trennung und Scheidung umgehen können, um Betroffenen zu helfen.

Ich bin jetzt 63 Jahre alt und seit sieben Monaten zum ersten Mal glücklich verheiratet. Eigentlich wollte ich nach der Trennung von meiner vorhergehenden Freundin nicht mehr heiraten. Aber: Der Mensch denkt und Gott lenkt! Vertrauen

wir bitte mehr dem Herrn – er kann uns einen Partner oder eine Partnerin schenken. Das Gebet ist doch für uns immer möglich – oder?

Erwin Chudaska, Leer

Für den guten Artikel möchte ich mich bedanken. Dazu noch eine Anmerkung: Ich finde es unverantwortlich, wenn wir in christlichen Gemeinden Paare trauen, ohne ihnen vorher eine gründliche Ehevorbereitung anzubieten. Für jeden Beruf lassen wir uns zwei bis vier Jahre und mehr ausbilden. Für eine Partnerschaft, die ein Leben lang halten soll, begnügen wir uns mit zwei bis drei Abenden.

Willi Heusser, Imst (Tirol)

zu „Ich habe vielleicht nicht das schwierigste Leben“

Im Interview erzählt der Unternehmer Wolfgang Grupp, wie er zu seinen katholischen Wurzeln steht.

Nun wissen es Ihre Leser auch, dass Wolfgang Grupp fair ist und gut. Achtzehn Flüchtlinge hat er eingestellt. Die sind Gold wert im Abspann eines jeden Pressetextes. Warum aber bringen Sie eine Story, welche seit Jahren durch Rundfunk, Fernsehen und alle erdenklichen Printmedien geistert? Zumal der Firmenchef eindeutig formuliert, dass er mit dem Glauben nichts anfangen kann?

Lothar Traub, Wüstenrot

zu „Glaube.Macht.Politik“

In diesem Beitrag erklären Politiker verschiedener Parteien, warum sie sich politisch engagieren und ob Kirche politisch sein sollte oder nicht.

Ganz klar ist für mich, dass Kirche innerhalb der Gesellschaft steht und demzufolge nicht unpolitisch sein kann. Wenn aber Kirchenvertreter dazu aufrufen, eine demokratische Partei nicht zu wählen, wird es problematisch. So hat zum Beispiel Kardinal Reinhard Marx an alle Christen appelliert, die AfD nicht zu wählen. Mit derartigen Äußerungen über-

schreitet ein Kirchenmann sein Mandat. Auch die Unterstützung von Kirchenvertretern für Blockierer des Parteitags der AfD in Köln ist eine klare Grenzüberschreitung und schürt nur Unfrieden, Unverständnis und Hass.

Claus Hörrmann, Neustadt i. Sachsen

zu „Drei Fragen an ...“

... Clemens von Heimendahl von der Diakonie Katastrophenhilfe. Er spricht im Interview über Ursachen der Hungersnot in Afrika und mögliche Hilfen.

Es verspricht wenig Erfolg, wenn man für die Trockenheit in Ostafrika den Autoverkehr in Europa verantwortlich macht. Näherliegend wäre es, die lokalen Kriege und die Korruption abzustellen. Das Hauptproblem sind jedoch die hohen Geburtenraten in Afrika. 1950 hatte das Land etwa 18 Millionen Einwohner, aktuell 104 Millionen. Das bedeutet natürlich viel mehr Vieh, mehr Wasserverbrauch, mehr Brennholz und auch mehr sonstige Ressourcen. Schon vor Jahrzehnten wurde Äthiopien davor gewarnt, Wälder in großem Stil abzuholzen. Dies alles hat nun verheerende Folgen.

Manfred Lampe, per E-Mail

zu „Medien helfen, das Leben besser zu verstehen“

Patricia Schlesinger, Intendantin des Rundfunks Berlin-Brandenburg, spricht im Interview über den Auftrag des öffentlich-rechtlichen Rundfunks und kirchliche Themen im Programm.

Wenn in dem Interview von mündigen Bürgern gesprochen wird, sollte auch die überhaupt nicht für mündige Bürger gemachte GEZ-„Zwangsabgabe“ Erwähnung finden. Dass über acht Milliarden Euro im Jahr im öffentlich-rechtlichen Rundfunk verbraten werden, ist bei der ständigen Diskussion über „lückenhafte“ und „verfälschte“ Berichterstattung unglaublich.

Jens Kahle, per E-Mail

Zu jeder Ausgabe erreichen uns viele Leserbriefe und E-Mails. Aus Platzgründen können wir nur eine Auswahl davon in gekürzter Fassung abdrucken. Dies beinhaltet keine Wertung oder Missachtung.

Wir freuen uns in jedem Fall über Ihre Zuschriften. Und wenn Sie lieber telefonieren, wählen Sie die Nummer unseres Lesertelefons. Anrufe zu dieser Ausgabe beantwortet pro-Redakteur Nicolai Franz.



Christliches Medienmagazin pro
Postfach 1869 | 35528 Wetzlar
leserbrieft@pro-medienmagazin.de
Lesertelefon: (0 64 41) 91 51 71
Telefax: (0 64 41) 91 51 75

„DIE STIMME IST DAS INTERESSANTESTE INSTRUMENT“

Danny Plett ist in der christlichen Musikszene ein gefragter Sänger und Produzent. In seiner Heimat Kanada arbeitet er als Musikpastor. Im Interview erzählt er, warum Chorarbeit in der Gemeinde nicht aussterben darf, was schlechte Lobpreislieder sind und was er von politischer Korrektheit hält. | DIE FRAGEN STELLTE MARTINA BLATT

Im Mai tourte der kanadische Musiker Danny Plett mit seinem Album „Tanz durch den Sturm“ durch Deutschland
Grafik: lightstock, Píxel Creative

pro: Dusty Springfield hat in ihrem Lied „Son of a Preacher Man“ davon gesungen, was Pastorensöhne einem beibringen können, was andere nicht können. Ihr Vater ist Pastor. Was ist Ihre Antwort darauf?

Danny Plett: Die ganzen christlichen Werte, die mein Vater uns beigebracht hat, kann ich nun auch weitergeben: zum Beispiel, dass die Gemeinde nicht nur Gemeinde ist, in die man jeden Sonntag geht. Sondern Gemeinde ist eine Familie

von Christen, die sich in verschiedenen Lebenslagen ermutigen und unterstützen kann.

Was sind Ihre Aufgaben als Musikpastor in Kanada?

Mein Job heißt Worship-Pastor. Auf der Bühne leite ich Lobpreis und probe mit meinen Musikern und Sängern – auch für besondere Gottesdienste zu Weihnachten und Ostern. Hinter der Bühne ist mein Bereich Mentoring: Ich begleite viele von unseren jungen Musikern, potenzielle Worship-Leiter.

Welche Ansprüche haben Sie an einen guten Gottesdienst?

Der Musikeil eines Gottesdienstes soll Höhen und Tiefen haben in der Dynamik. Es sollen Lieder sein, die die Gemeinde gerne singt. Die alten Lieder dürfen nicht abgedroschen sein. Ich lege Wert darauf,

dass die Texte geistliche Tiefe haben. Es gibt gut und weniger gut geschriebene Lobpreismusik. Ich fördere mein Team, selbst Musik zu schreiben, weil das Liedgut auch das Gemeindeleben widerspiegeln soll. Die Musik sollte zum wichtigsten Teil des Gottesdienstes, der Predigt, hinführen. Für mich sollte alles aus einem Guss sein. Zeugnisse von Menschen darüber, wie sie zum Glauben gekommen sind oder was sie mit Gott erleben, sind auch wichtig. Die Theorie, die die Predigt vermittelt, wird durch unser Leben Realität.

Was ist ein schlecht geschriebenes Lobpreislied?

Das sind Lieder, in denen die Theologie ganz schwach ist. Ich vermeide es, Lieder auszuwählen, die auch ein Liebeslied für eine Frau oder einen Mann sein könnten.

Es gibt Lieder, die für Jesus geschrieben sind, sich aber anhören, als wenn sie für einen Freund getextet wurden anstatt für den Herrn aller Herren. Ich denke, das stellt den Gott des Universums in einer oberflächlichen Weise dar.

Gibt es in Ihrer Gemeinde Streit über den Musikstil?

Nein. Unsere Gemeinde hat vor einigen Jahren, bevor ich dahin kam, die Entscheidung getroffen, einen traditionellen Gottesdienst mit Orgel- oder Klavierbegleitung und einen modernen Gottesdienst durchzuführen. Es gibt ein paar Anlässe im Jahr, zu denen Gottesdienst gemeinsam gefeiert wird, wie etwa zu Ostern.

„Gut, dass die Kultur der politischen Korrektheit kaputtgeht.“

Sie haben ein klassisches Chorstück mit dem Titel „Vast“ geschrieben. Was fasziniert Sie an Chormusik?

Der Chor ist für mich die elementarste Musikgruppe, die es gibt. Ich finde es sehr schade, wenn Chorarbeit in der Gemeinde ausstirbt. Der Chor ist der beste Ort überhaupt, um Musik, Harmonien, Gesang zu lernen, ohne dass man solistisch auftreten muss. Das geht sicher auch mit dem Orchester. In einem Chor braucht man nur die Stimme. Jeder hat eine Stimme. Ich finde, sie ist das interessanteste Instrument überhaupt. Sie kann so viel an Emotionen ausdrücken: Wut, Liebe, Frust. Ich bin begeistert von der menschlichen Stimme.

Sie haben auch Musik für Kinder geschrieben und sind selbst Vater von zwei mittlerweile erwachsenen Kindern. Wie können Eltern ihren Kindern den Glauben vermitteln?

Wir haben versucht, unseren Glauben ehrlich und authentisch zu leben. Wenn meine Frau und ich gestritten haben, haben wir das nicht vor den Kindern gemacht. Aber sicher haben sie es mitbekommen. Wir haben dann über diese Sachen gesprochen und einander vor unseren Kindern vergeben. Damit sie verstehen: Streit heißt nicht gleich, dass wir auseinander gehen. Wenn man streitet, spielt Vergebung eine große Rolle. Wir haben versucht, biblische Werte lebensnah an unsere Kinder zu vermitteln. Wir

sind in den Gottesdienst gegangen, haben zusammen viel gebetet. Wir haben unseren Kindern beigebracht, dass Beten ein Gespräch mit Gott ist und dass es egal ist, wo wir beten – während wir laufen, joggen, arbeiten, Auto fahren. Es ist ein andauernder Dialog. Gebet ist wie Lobpreis, ein Lebensstil, und man kann das überall und immer tun.

Welche Trends beobachten Sie in der Musikbranche?

Bei uns in Kanada geht der Trend in der christlichen Musik weg von Vortragsmusik hin zum Mitmachen. Wir machen mit unserem Publikum Musik, nicht zur Unterhaltung, sondern als Worship. Ein weiterer Punkt: Als ich groß geworden

bin, hat ein christlicher Musiker christliche Musik gemacht. Aber heutzutage machen viele junge christliche Musiker Worship-Musik in der Gemeinde, aber auch säkulare Musik in der Welt. Musik ist für sie keine Evangelisationsmethode, sondern sie versuchen, als Künstler ehrlich über Lebensthemen und von christlichen Weltanschauungen zu singen durch Musik, die nicht unbedingt über Gott spricht.

Was halten Sie von dem Trend, dass christliche Musiker säkulare Musik machen?

Ich würde jeden Christen, der seine Musik in einem säkularen Kontext verbreitet, dazu raten, dass seine Musik mit christlichen Werten vereinbar ist. Wenn das der Fall ist, habe ich kein Problem damit, dass ein christlicher Musiker in einem säkularen Umfeld arbeitet.

Wie schätzen Sie die Diskussionen um die Politik von Donald Trump ein?

Ich bin Kanadier, kein Amerikaner. Aber wir bekommen sehr viel mit. Man redet fast nur über Donald Trump. Die politische Korrektheit verbietet es, sich gegen manche Probleme auszusprechen. Mittlerweile geht aber ein Ruck durch die Gesellschaft – nicht nur in Amerika, sondern überall: Man redet viel freier über das, was man glaubt und für richtig hält, als vorher. Ob das gut und gesund ist, werden wir sehen. Ich finde es aber gut, dass die Kultur der politischen Korrekt-



Film zum Artikel online:
bit.ly/Danny-Plett

heit kaputtgeht. Ich glaube, wir sollten ganz ehrlich über alle Themen sprechen. Das ist für mich ein viel größeres Thema als etwa die Einreise-Dekrete von Trump, auch wenn das auch sehr wichtig ist.

Was sind beruflich und privat Ihre weiteren Pläne?

Privat: Ich freue mich total auf Enkelkinder. Beruflich bin ich sehr glücklich in der Gemeinde, in der ich gerade bin. Ich darf immer wieder nach Deutschland kommen, was super ist. Nächstes Jahr werde ich beim Festival „Spring“ sein, und vielleicht hängen wir ein paar Konzerte dran. Ich bin glücklich als Musik-Worshipper und ich sehe, dass das meine Rolle ist, bis ich Rentner werde. Sehr wahrscheinlich auch darüber hinaus.

Vielen Dank für das Gespräch. ■



Foto: pro/Nicola Franz

Der Kanadier **Danny Plett** (53) ist Sänger, Songschreiber und Produzent. Mit zwölf Jahren begann er, selbst Lieder zu schreiben. Er hat insgesamt 14 Solo-Alben produziert, darunter ist sein aktuelles Werk „Tanz durch den Sturm“. Er schreibt Lieder für u.a. Cae Gauntt, Anja Lehmann und Yasmina Hunzinger. Nach mehr als 20 Jahren in Deutschland ist er mit seiner Familie wieder in seine Heimat gezogen. Seit 2014 arbeitet er als Worship-Pastor in der „Emmanuel Evangelical Free Church“ in Steinbach, Manitoba. Plett hat mit seiner Frau Sherri zwei erwachsene Kinder.

MIT LEIDENSCHAFT UND SOCIAL MEDIA ZUM ERFOLG

Die „Outbreakband“ hat in den vergangenen zehn Jahren wie kaum eine andere Musikgruppe die Lobpreiskultur unter jungen Christen im deutschsprachigen Raum geprägt – nicht zuletzt dank sozialer Netzwerke. | VON SIMON JAHN

Mitglieder der Outbreakband. In diesem Jahr feiert die Gruppe ihr zehnjähriges Bestehen.



Foto: Timo und Gella Sheven / whatajoyfulpicture.de

Als Mia und Juri Friesen 2005 beim Glaubenszentrum Bad Gandersheim anheuert, war ihr Traum: Die Lobpreis-kultur unter jungen Menschen in Deutschland neu zu beleben.

In den Neunzigerjahren hatte sich – vor allem durch die Charismatische Bewegung – eine neue Anbetungskultur entwickelt, in deren Folge E-Gitarren, Schlagzeug und Co. mehr und mehr in vielen, vor allem freien Gemeinden Einzug hielten. Doch deutsche Lieder, die rund um die Jahrtausendwende durch Musiker wie Albert Frey, Lothar Kosse und Arne Kopfermann entstanden, erreichten die junge Generation weniger. Bei der waren mangels hiesigen Pendants eher englischsprachige Künstler wie „Delirious?“, Matt Redman und „Hillsong United“ angesagt.

Heute sieht das anders aus: Die Songs der 2007 von Juri Friesen gegründeten „Outbreakband“ stehen nicht nur bei jungen Christen hoch im Kurs. Sie haben sich gemeinde- und altersübergreifend im deutschsprachigen Raum etabliert. Wie die Musik der australischen Gemeinde „Hillsong“ die moderne Anbetungskultur weltweit geprägt hat, so ist die „Outbreakband“ in den vergangenen zehn Jahren zum Aushängeschild eines breitenwirksamen, deutschsprachigen Lobpreises geworden.

Der Grund dafür ist nicht allein in der Musik zu finden. Die Gruppe nutzt die Möglichkeiten der Sozialen Medien, um möglichst viele Menschen zu erreichen. Über 25.000 Fans auf Facebook, knapp 17.000 Abonnenten bei YouTube, rund 10.000 Follower bei Instagram, dazu die persönlichen Profile der Bandmitglieder. In allen Netzwerken ist die Combo damit Spitzenreiter, was die deutschsprachige christliche Musikszene anbelangt.

Bibelschulband mit Ambitionen

Zwei Jahre nachdem der damals 23-jährige Juri Friesen mit Frau und Sohn ans Glaubenszentrum Bad Gandersheim gekommen war, übernimmt er dort 2007 die Leitung des Musikbereichs. Er bekommt den Auftrag, aus Schülern der Bibelschule eine Band zusammenzustellen, die auf dem jährlich stattfindenden Event „Outbreak“ und bei der Jugend-Kurz-Bibelschule spielen soll. Aus den Mitarbeitern der Jugendkonferenz rekrutiert Friesen auch einige der Leute, die heute noch mit ihm gemeinsam auf der Bühne stehen. Im folgenden Jahr wird der Auftritt der Gruppe beim „Outbreak“ dann zur Veröffentlichung mitgeschnitten. Als es für die Gestaltung des CD-Covers einen Namen braucht, einigt man sich kurzerhand auf „Outbreakband“.

Nach dem Debütalbum „In deinem Licht“ (2008) folgen alle ein bis zwei Jahre neue Silberlinge der Formation, darunter auch zwei CDs mit Remixen aus bandeigenen Rechnern. Bekanntheit gewinnt die „Outbreakband“ zudem durch Auftritte auf Festivals und Jugendkonferenzen. Sechs Jahre lang leiten sie beim Teenstreet-Festival mit jährlich über 3.000 Teilnehmern aus ganz Europa den Lobpreis. Dort nehmen sie 2011 auch erstmals ein Album in englischer Sprache auf, was der Band zusätzliche internationale Beachtung beschert. Die Scheibe enthält neben Übersetzungen eigener Lieder auch viele Coverversionen angesagter internationaler Lobpreishits.

In den Folgejahren nehmen die Musiker immer mehr deutsche Übertragungen solcher Songs in ihr Repertoire auf, wie zum Beispiel „Zehntausend Gründe“. Ihr Livemitschnitt des Liedes wird auf YouTube fast zwei Millionen Mal geklickt. Mit zuneh-

mender Bekanntheit geht die Band auch häufiger auf Tour. 2012 sind sie 17 Tage am Stück im deutschsprachigen Raum unterwegs, 2014 gastieren sie sogar für ein paar Konzerte in Paraguay. Und egal, wo sie gerade auftreten: Eine Kamera ist immer dabei, um alles professionell für YouTube, Facebook und Instagram zu dokumentieren.

Weihnachtspullis und Fahrradschmiere

So bekommen die Fans reichlich Einblicke in den Bandalltag – vom Zocken im Hotel, über Späße hinter der Bühne bis hin zu Soundchecks und Konzertzusammenschnitten. Die Musiker sind auch sonst sehr mitteilungsfreudig in ihren persönlichen Social-Media-Kanälen: Juri Friesen zeigt sich mit Familie in Weihnachtspullis unterm Tannenbaum, beim Shopping oder im Urlaubsflieger; seine Frau Mia sieht man mit Maske im Badezimmer, mit Beinen voller Fahrradschmiere, mit Hund oder beim Minigolf; Stefan Schöpfler (Synthesizer) grüßt aus Oper, Hotelzimmer oder Studio; Gitarrist Andy Polinski zeigt neben Gitarreneffekten den Babybauch seiner Frau und später sein frühgeborenes Kind auf dem Arm; Schlagzeuger Markus Dinger postet Drumsets und Hochzeitsfotos; und Gitarristin Pala Friesen stellt mit abstrusen Grimassen, Frisuren und Fotomontagen sowieso alle in den Schatten. Insgesamt gibt es reichlich Quatschfotos und Posen zu sehen, viele Verstärker, Gitarren, Schlagzeuge, Bilder aus dem Tonstudio – und zahlreiche Gemeinde- und Familienimpressionen. Selfiestick, Weitwinkelkamera und Filter, Bild- und Videobearbeitungsapps gehören zur obligatorischen Bandmitgliederausstattung.

Die Leidenschaft der Musiker für den Lobpreis ist auch nach zehn Jahren ungebrochen. Der Traum, mit dem Juri und Mia Friesen 2005 nach Bad Gandersheim kamen, ist Wirklichkeit geworden: Die „Outbreakband“ hat maßgeblich zu einer neuen Begeisterung für jungen, deutschsprachigen Lobpreis beigetragen. Mit ihrem Album „Das ist unser Gott“ schafften es die Musiker 2014 in den iTunes-Albumcharts auf Platz 23. Songs wie „Die Liebe des Retters“ oder „Mittelpunkt“ werden landauf, landab in Gottesdiensten gesungen. Und: Immer mehr junge Lobpreisbands finden heute überregional Beachtung, wie „Könige & Priester“, „Soul Devotion“, „Die Musik meiner Kirche“ oder „Live Love Loud Project“.

Für Formationen wie diese hat die „Outbreakband“ ein gutes Stück Weg geebnet. Heute bereichern die Musiker um Juri Friesen die Szene nicht nur mit ihrer Musik. Sie haben auch eine Art Mentorenfunktion eingenommen, geben Bandcoachings und Workshops in Gemeinden, stehen anderen Musikern mit Rat und Tat zur Seite und sind mit ihnen freundschaftlich verbunden. Zum Jubiläum haben sie darum auch eine Art Best-of-Livealbum ihrer Songs aufgenommen, bei denen sie von befreundeten Künstlern unterstützt werden. Und für die Tausenden von Followern haben sie eine dreiteilige YouTube-Doku über die Band zusammengestellt.

„Die Sozialen Medien haben auf jeden Fall einen großen Anteil an unserem Erfolg. Das war immer ein wichtiger Teil unserer Arbeit“, resümiert Juri Friesen. Und seine Frau Mia ergänzt: „Gott braucht das mediale Drumherum nicht, um zu wirken. Aber es ist ein großer Segen und ein großes Glück, dass so viele Menschen das annehmen, was wir über zehn Jahre aufgebaut haben.“ ■

Musik, Bücher und mehr

Aktuelle Veröffentlichungen, vorgestellt von der pro-Redaktion



Geisterkinder

Eigentlich ist es nur ein knappes Jahr – und doch so lang, so quälend lang für die Familienmitglieder Hofacker. Nach dem gescheiterten Attentat auf Adolf Hitler vom 20. Juli 1944 wird der am Widerstand aktiv beteiligte Vater verhaftet und seine Familie von den Nazis verfolgt. Im Buch „Geisterkinder – Fünf Geschwister in Himmlers Sippenhaft“ beschreibt die Enkelin des Widerständlers Cäsar von Hofacker, was dessen Familienangehörige im Jahr nach dem Attentatsversuch erlebten. Nicht nur für historisch Interessierte ist das Werk, bei aller Tragik, eine bereichernde Lektüre, sondern auch für all diejenigen, die einen unaufdringlichen Einblick in das tiefe und (beinahe) unerschütterliche Gottvertrauen anderer erhalten möchten. „Geisterkinder“ ist eins der besten Bücher, das in den vergangenen Jahren im Segment der christlichen Literatur erschienen ist. | **STEFANIE RAMSPERGER**

Valerie Riedesel Freifrau zu Eisenbach: „Geisterkinder“, SCM Hänssler, 416 Seiten, 18,95 Euro, ISBN: 9783775157919



Liebe für die Welt

„Authentisch“ ist für Heinrich Bedford-Strohm die wichtigste Eigenschaft für eine Kirche, die heutzutage mit ihrer Botschaft überzeugen möchte. Zeigen soll sich das an ihrer Liebe zur Welt – weil auch Jesus Christus die Welt geliebt hat. „Radikal lieben“ hat der evangelische bayerische Landesbischof und Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland deshalb sein Buch genannt. Er entwickelt das Modell einer „öffentlichen Kirche“, die den Pluralismus bejaht, aber eigenes Profil behauptet. Das heißt für ihn: Wer fromm ist, muss politisch sein. Bedford-Strohm gibt seiner Kirche den Auftrag, sich vor allem ethisch zu äußern. Er tut das mit großer Begeisterung, klaren Worten und ist in Sachen Authentizität ein lebhaftes Vorbild. Aber so wichtig politische und gesellschaftliche Beiträge der Kirche sind: Sie darf auf geistliche Antworten auf Sinnfragen in der Öffentlichkeit nicht verzichten – aus Liebe zur Welt. Auch das gehört zu ihrer Authentizität. Dafür muss Kirche mutig sein. | **JONATHAN STEINERT**

Heinrich Bedford-Strohm: „Radikal lieben. Anstöße für die Zukunft einer mutigen Kirche“, Gütersloher Verlagshaus, 192 Seiten, 17,99 Euro, ISBN 9783579085296



Minimalistisch und emotional

Sehr ruhig und emotional präsentiert sich das neue Album des Ehepaares Brian und Jenn Johnson. Beide sind seit vielen Jahren in der Anbetungsmusik der kalifornischen Bethel Church aktiv und prägen die Lobpreisemusik-Szene. Das aktuelle Album soll die Hörer dazu ermutigen, sich neu auf Gott einzulassen, und setzt dazu vor allem auf die Liedtexte. Die spärliche musikalische Begleitung der zehn Lieder, oft sind nur Streicher zu hören, ist also gewollt. Die Songs klingen dadurch alle sehr ähnlich, Überraschungen gibt es auf dem Album kaum. Wem es um emotionale Musik geht, bei der man zur Ruhe kommen kann, für den ist das Album zu empfehlen. Wer jedoch inhaltlich Neues erwartet, wird enttäuscht. | **SWANHILD ZACHARIAS**

Brian und Jenn Johnson: „After all these years“, SCM Hänssler, 14,99 Euro, EAN 7149298453686



Alte Hymnen in neuem Kleid

Auch auf „Unbreakable“ bleibt Selah ihrem Erfolgsrezept treu: Alte Hymnen in neuem Kleid – das ist es, was die Gruppe aus Tennessee bis zur Perfektion beherrscht. Peinliche Momente wie bei anderen Bands, die das Liedgut des 19. Jahrhunderts entweder unter Krämpfen oder bis zur Albernheit verpoppen, sucht man vergebens. Den Titelsong hätte es allerdings nicht gebraucht, zu sehr aus der Zeit gefallen wirken die digitalen Toneffekte, die die hervorragenden Stimmen der drei Amerikaner gar nicht nötig haben. Ans Herz gelegt seien die Folk-Version von „He Lives – Because He Lives“, die Country-Vertonung von „In the Sweet By And By“ und ganz besonders das wunderbare „Leaning On Everlasting Arms“. | **NICOLAI FRANZ**

Selah: „Unbreakable“, Curb, 14,99 Euro, EAN 0715187944527



Frei aus dem Bauch heraus

Frank Heinrich gilt als der Fromme im Deutschen Bundestag. Offen thematisiert er in seinem neuen Buch „Frank und Frei“ seinen Glauben und seine Zeit bei der Heilsarmee. Heinrich schreibt über seine Kindheit im religiösen „Mief“, über seinen Weg hin zum Glauben an Vergebung und Gnade und über das Leben als Christ in der Politik. Das ist vor allem für jene spannend und erbaulich, die sich fernab der politischen Welt aufhalten und sich fragen, ob christliche Idealisten es dort zu etwas bringen können. Die Antwort lautet: ja; den Beweis liefert Heinrich in persona selbst. Vorwerfen kann man dem Autor allerdings, dass der Leser ihm seine Herkunft allzu oft anhört. Fromme Floskeln und geflügelte Worte durchziehen das Buch und machen es einem nichtchristlichen Publikum möglicherweise schwer, einen Zugang zu finden. Umso erfreulicher ist es, dass Heinrich ausgerechnet den zuweilen höchst Evangelikalen-kritischen Grünen-Politiker Volker Beck für einen Klappentext zum Buch gewinnen konnte. Das macht deutlich: Diese Autobiografie soll dem Brückenbauen dienen. |

ANNA LUTZ

Frank Heinrich: „Frank und Frei. Warum ich für die Freiheit kämpfe“, SCM Hänssler, 264 Seiten, 19,95 Euro, ISBN 9783775157605



Drama, Baby!

Eigentlich müsste Baxter Krugers Buch „Pathos – 3 Tage, 2 Männer, 1 Begegnung mit Gott“ heißen. Denn pathetisch geht es zu in dem fiktionalen Werk, das im Gütersloher Verlagshaus erschienen ist. Der korrekte Titel lautet allerdings „Patmos“, benannt nach der Insel, auf der Gott dem Apostel Johannes das Ende der Welt offenbarte. Auf diese Insel wird der amerikanische Theologieprofessor Aidan Macallan versetzt und unternimmt eine Zeitreise, bei der er dem Apostel höchstpersönlich begegnet. In einem über drei Tage andauernden Dialog tauschen sich beide über die 2.000-jährige Kirchengeschichte und über theologische Konzepte aus. Das Buch ist für all diejenigen geeignet, die intensive theologische Diskussionen und zugleich große Gefühle nach amerikanischer Manier schätzen. |

STEFANIE RAMSPERGER

C. Baxter Kruger: „Patmos – 3 Tage, 2 Männer, 1 Begegnung mit Gott“, Gütersloher Verlagshaus, 288 Seiten, 19,99 Euro, ISBN 9783579086613



Den Himmel ins Ohr gesungen

Winnie Schweitzer scheint wirklich den Himmel im Kopf zu haben und singt ihn direkt ins Ohr. Mit authentischen Liedtexten gibt der Sänger in seinem ersten Soloalbum Einblick in seine persönliche Beziehung zu Gott. Schweitzer singt von Zweifeln, Herausforderungen und Schmerz. Trotz alledem stellt er klar: Auf Gott ist Verlass. Auch wenn es nicht in allen Liedtexten direkt angesprochen wird, ziehen sich „Hoffnung“ und „Friede“ als zentrale Themen durch das komplette Album. Die Lieder sind abwechslungsreich: poppig, ruhig, aber auch mal schnell. Rhythmus und Melodie sind auf die Texte abgestimmt. Assoziationen mit Reggae- oder auch Western-Elementen sprengen vereinzelt den Rahmen der Pop-Lieder. Nicht alle Stücke gehen leicht ins Ohr, doch sind sie sehr lebendig. | **CHRISTINA SCHIESSL**

Winnie Schweitzer: „Himmel im Kopf“, SCM Hänssler, 14,99 Euro



„Ich schäme mich nicht für meinen Glauben“

Der Film „Ja, ich glaube“ erinnert an das erste Opfer des Amoklaufs an der Columbine High School im Jahr 1999. Das Werk „erweckt“ die 17-jährige Christin Rachel Scott (Masey McLain) anhand ihrer Tagebuchaufzeichnungen wieder zum Leben. Sie war ein lebensfroher Mensch, der eine große Theaterleidenschaft besaß, aber auch gelegentlich an Selbstzweifeln litt. Der Originaltitel ist „I'm Not Ashamed“ (Ich schäme mich nicht). Damit ist Rachels Glaube gemeint, der nicht nur das Motiv der beiden Amokläufer war, sie umzubringen. Es geht in „Ja, ich glaube“ auch um die generelle Herausforderung, die das Christsein unter Jugendlichen mit sich bringen kann, wenn man den eigenen Grundsätzen treu bleiben will. Der Zuschauer ist gefordert, teils kitschige Dialoge und hölzerne Schauspielleistungen zu überstehen. Dafür ist Hauptdarstellerin Masey McLain eine echte Entdeckung. | **MICHAEL MÜLLER**

„Ja, ich glaube“, DVD, FSK 12, Gerth Medien, 108 Minuten, 15,00 EUR, ISBN 4051238052862



Frühbucher-
Rabatt bis
31.8.

Christen- verfolgung heute

Gedenkt der Märtyrer



Schirmherr und Referent:
Volker Kauder
Fraktionsvorsitzender
der CDU/CSU im Bundestag

Kongress vom
12. bis 15. November 2017
in Schwäbisch Gmünd

Über 30 Referenten
aus vielen Ländern